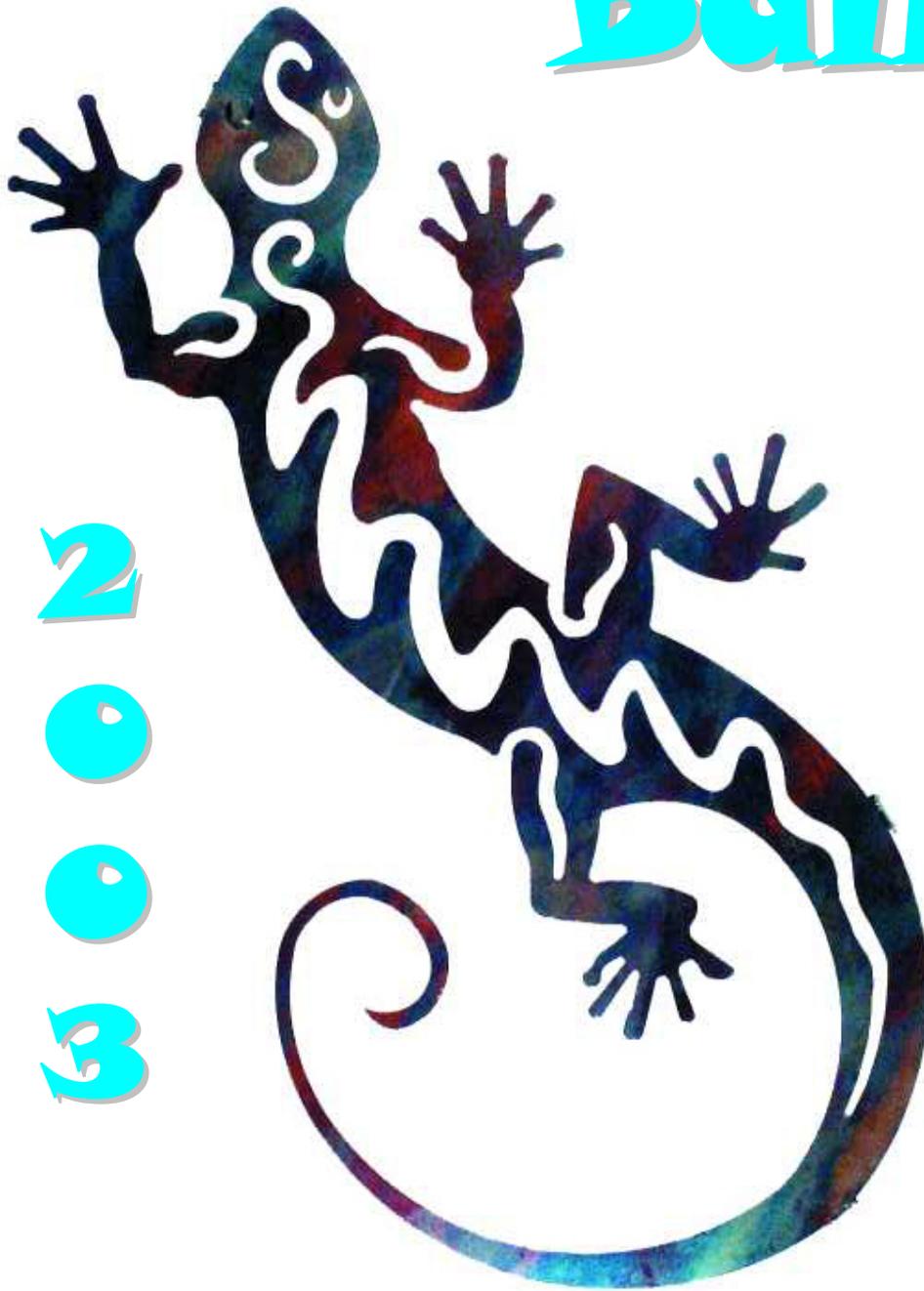


**Bali**



**2003**

**Lombok**

## VORBEREITUNG

„Nein, nicht schon wieder Himalaya“, seufzt Markus auf, als er einen Blick in das Buch in meinen Händen wirft. Meine Augen ziehen gerade über die einsame Landschaft Tibets hinweg, während sich meine Füße auf dem Boden der Reisebücherei in St. Gallen befinden. „Wie wär's dann mit Island?“, frage ich ihn und halte ihm malerische Aufnahmen von Mooslandschaften und Geysiren unter die Nase. Doch die Antwort nimmt der Klappentext des Buches vorweg: Island ist eines der teuersten Reiseziele in Europa! Dort können wir uns unmöglich zwei Monate Urlaub leisten und genau das haben wir heuer im Herbst vor. Die Dauer des Urlaubs ist das einzige, das feststeht – und ja – nicht mehr Himalaya. Unsere letzten drei großen Reisen verbrachten wir zwischen den Schneeriesen und nun wollen wir diese Sucht durchkreuzen, wieder etwas ganz Neues entdecken, uns auf das Risiko einlassen, dass der Himalaya vielleicht sogar schöner gewesen wäre.

Die Urlaubszielsuche gestaltet sich schwierig, es fehlt die Motivation, die Sehnsucht, das Fernweh! Bloß zu wissen, was wir nicht wollen ist entschieden zu wenig. Um unserer Fantasie auf die Sprünge helfen zu lassen, sind wir heute nach St. Gallen zum Reisebüro Globetrotter gefahren.

Eine Alternative zum Himalaya wäre Tauchen oder Schnorcheln. Doch für Madagaskar braucht es umfangreiche Impfungen und Französischkenntnisse, Mauritius ist überlaufen, die Seychellen zu teuer, die Komoren politisch instabil, arabische Länder während des Irakkrieges zu gefährlich...

Globetrotter schlägt uns Indonesien vor. Das Leben sei billig, das Land gut erschlossen und mit Englisch komme man überall durch. Zudem zählen die tropischen Gewässer des Indopazifiks zu den artenreichsten und schönsten Tauchgebieten der Welt. „Aber die äquatoriale Hitze!“, denke ich laut und sehne mich bei diesem Gedanken in die blauen Schneeberge, bis mich Markus an das gefrorene Duschwasser des letzten Urlaubs erinnert. Ich gebe nach, denn Markus kann mir anhand meiner eigenen Zitate und Aussagen (Jammern will ich das nicht nennen) nachweisen, dass meine Wohlfühltemperatur in dem minimalen Bereich von + 24° bis + 26° C liegt. Daneben existieren nur: Bitterkalt oder Affenhitze.

Mit Landkarten und Reiseführern bepackt, kehren wir nach Bludenz zurück. Indonesien ist ein moslemischer Inselstaat gigantischen Ausmaßes, denn er erstreckt sich über fünftausend Kilometer Länge (das entspricht der Distanz von Vorarlberg bis zur Mongolei)! Wir werden daher nur zwei seiner Inseln bereisen: Bali und Lombok. Für die übrigen Eilande ist eine medizinische Malariaphylaxe erforderlich und davor scheuen wir zurück. Unsere geplante Reisezeit von Oktober bis November muss wegen der klimatischen Bedingungen vorverlegt werden. Bereits im Oktober kann es zum Einsetzen der Monsunregen kommen. Auch wenn die Niederschläge anfangs nicht sehr ergiebig sind, ist es doch sehr heiß und extrem schwül. Die hohe Luftfeuchtigkeit hüllt die Berge schon vormittags in dicke Wolken und von

Besteigungen wird abgeraten. Schade. Denn auf beiden Inseln, auf Bali sowie auf Lombok, erheben sich Vulkangipfel weit über 3000 Meter hoch in kühlere Regionen. Dorthin hätte ich mich flüchten wollen – in Erinnerung an den Himalaya ...



Bali & Lombok

## DIE REISE BEGINNT

### 1. Tag, 17. September 2003

Heute Vormittag ist es endlich so weit. All die kleinen Häufchen, die sich im Schlafzimmer, in der Küche und in der Stube auf der Ofenbank angesammelt haben, werden zu einem großen Berg aufgetürmt. 5 T-Shirts, 5 Unterhosen, 2 lange Hosen und 2 langärmelige Hemden, das soll sechs Wochen lang reichen? Klar, wir können jederzeit waschen, aber muss nicht vielleicht doch etwas Wärmeres mit? Ein paar Socken wegen der Moskitos am Abend, ein dünnes Tuch als Schal und eine Windjacke. Jetzt ist es genug. Denn viel mehr Platz als das Kleiderhäufchen nehmen unsere Turnschuhe, Fotoapparat und Filme, Schnorchel und Taucherbrille, Kosmetiktasche und eine recht umfangreiche Apotheke, in der wir sogar sterile Spritzen mitführen, in Anspruch. Dazu kommen noch Moskitonetz, Bündel, Taschenlampen, Schreibzeug, Batterien, Leatherman, usw ...

Alles zusammen ergibt letztendlich 29 kg Gepäck, verstaut in zwei große Tramperrucksäcke und einem kleinen Rucksack für das Handgepäck. Unsere Katze lassen wir zusammen mit 20 Dosen Futter in Mamas Obhut zurück und fahren mit dem Zug nach Zürich.

Wir haben Thai-Airways gewählt. Unsere Sitzplätze (natürlich wie immer am Fenster) sind bereits reserviert und das vegetarische Essen gebucht. Die ansonsten übliche

Spannung beim Einchecken fällt völlig weg. Vor uns liegen 10 Stunden Flugzeit bis Bangkok. Die Thai-Maschine ist großzügig bestuhlt, kein Vergleich zu den Sardinienbüchsen der ehemaligen Lauda Air, doch zum Schlafen würde ich mich gerne hinlegen. Ich halte Ausschau nach freien Sitzplätzen, die sich leider nur im vorderen Teil der Maschine in der Businessclass befinden. Aber es gibt auch noch ein Oberdeck, welches meine Schlaffantasien beflügelt. Doch bevor ich herausfinden kann, ob es dort ein gemütliches Plätzchen für mich gibt, werden – ratsch - die Vorhänge geschlossen. Wir haben die Flughöhe erreicht und die Ausspeisung beginnt. Das Essen ist gut, das Service perfekt und wir fliegen in herrlichem Spätsommerwetter über die Alpen, queren bei Kitzbühel Richtung Südosten, wo immer dichter werdende Wolken die Sicht verdecken. Als es schließlich dunkel wird, starren wir auf ein seltsames, braunrotes Gebilde am Horizont. Erst nach einer Weile erkennen wir den Mond! Er zeigt sich in der Form einer Birne, so sehr verzerren die verschiedenen Luftschichten seine Gestalt. Die dreckige Farbe dürfte auf der Verschmutzung der Atmosphäre beruhen, denn je höher die Scheibe aufsteigt, desto perfekter formt sie sich zu einem leuchtend orangen Rund. Ich habe noch nie so einen Mondaufgang gesehen. Schließlich verblasst die letzte Farbe und im reinen Weiß können wir mit dem Fernglas wunderbar die dunklen Krater ausmachen.

Mittlerweile ist es stockdunkel und ich würde gerne schlafen. Der Vorhang zum geheimnisvollen Oberdeck bleibt geschlossen. Ich beobachte die Stewardessen, deren Frequenz langsam zurückgeht, es werden Filme gestartet und das Licht abgedreht. Ich sehe meine Chance gekommen und husche unter dem Vorhang durch, schleiche die Treppe hinauf und stehe zu meinem Schreck vor einer Bordküche, an der eine mir den Rücken zuwendende Stewardess hantiert. Daneben gähnen leere Reihen großer Lederstühle der ersten Klasse in einem abgedunkelten Raum. Keine Liegeflächen, nur Stühle. Soll ich zurück? Unter mir öffnet eine Hand den Vorhang und nimmt mir die Entscheidung ab. Ich schlüpfe lautlos in den dunklen Raum und verstecke mich in der hintersten Reihe ganz im Eck. Ich habe meine Decke von unten mitgebracht. Im Stuhl zusammengeringt ziehe ich sie so über meinen Kopf, dass man mich für einen schlafenden Passagier halten muss. Ich höre Schritte am Gang, aber nichts passiert. Verzweifelt versuche ich im Dunkeln, den Mechanismus des Stuhles zu durchschauen. Das Ding ist völlig ungeeignet zum Schlafen. Das einzig Verstellbare ist die Lehne. Gleichzeitig klappt ein kurzes Fußteil hoch, aber von Schlafposition kann keine Rede sein. Nicht einmal die Armlehnen lassen sich zurück klappen, sodass man quer liegen könnte! Ich strecke meine Füße mit den Trekkingsandalen genervt auf das breite Sims an der Bordwand und rutsche ganz in den Sitz hinein. So allerdings reicht die Decke nicht für meine Länge vom Scheitel zu den Zehen. Es ist unbequem und ich überlege schon, ob ich mich nicht auf dem Boden ausstrecken soll, da höre ich wieder Schritte.

Aber nur bis zu mir.

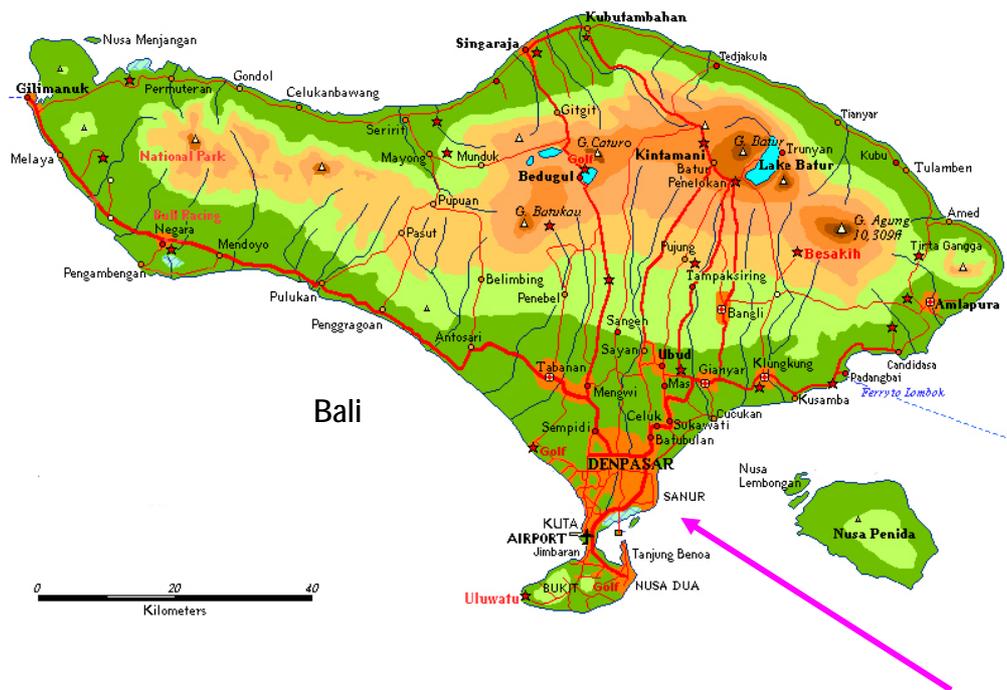
Wieder Schritte.

Auch sie enden in meiner Nähe.

Ich halte die Luft an und stelle mich tief schlafend. Durch meine Decke hindurch sehe ich einen Lichtkegel auf meinen Füßen tanzen. Bei meinen Sandalen erhebt sich ein Geflüster, das nicht mehr verstummen will. Ein zweiter Lichtkegel kommt hinzu und das Versteckspiel hat wohl keinen Sinn mehr – außerdem muss ich weiter atmen! Ich spüre eine Hand auf meiner Schulter. Ich strecke den Kopf hervor, lächle die Frauen an, raffe meine Decke zusammen und will verschwinden. Aber so leicht komme ich nicht davon. Sie stehen mir im Weg. „Where is YOUR seat?“ und „What are you doing here?“, prasselt es auf mich ein. Ich erkläre ihnen, dass ich nur ein Plätzchen zum Schlafen gesucht habe, doch ich stoße auf wenig Verständnis. Ganz im Gegenteil! „This is FIRST Class“, zischen sie mir erbost entgegen, als ob ich das nicht wüsste! Probieren kann man ja mal. Sie verstehen absolut keinen Spaß, geben aber endlich einen Fluchtweg frei. Auf der schmalen Treppe zu meiner unterprivilegierten Klasse begegnen mir die nächsten Mädels mit fragenden oder bösen Blicken. Ich kann nicht vorbei, muss warten, bis sie von ihren Kolleginnen über meine Unverschämtheit informiert sind. Dann machen sie, angewidert über solch Unverfrorenheit den Kopf schüttelnd, Platz. Endlich bin ich wieder bei Markus, an dem mir angestammten Platz an seiner Seite. Er grinst, während ich keiner der Stewardessen mehr ins Gesicht schauen kann, ohne rot zu werden...

Im Morgengrauen erreichen wir endlich Bangkok und müssen das Flugzeug wechseln. Die nächsten vier Stunden verbringen wir enger zusammengepfercht, aber zum Glück mit anderen Flugbegleiterinnen. Vom Flug haben wir nicht viel. Der Blick nach unten fällt entweder auf Wolken oder Meer. Zudem sind wir so müde, dass wir die meiste Zeit dösen. Erst kurz vor Bali, als wir über Java fliegen, gibt es spektakuläre Ausblicke auf die hohen Vulkankrater des Mount Bromo. Es qualmt dicker Rauch aus schwarzen Kegeln und die Gipfel der höchsten Berge sind gleich ausgehöhlten Baumstümpfen mit Wasser gefüllt. Der eine Kratersee ist von leuchtendem Türkis, der andere dunkelblau. Gelbe Krusten auf der Oberfläche der schwarzen Lavahänge weisen auf die Schwefeldämpfe hin. Diese Vulkane sind noch sehr aktiv. Kurz darauf fliegen wir über die Südküste Balis. Bloß ein schmaler Streifen Grün und der Strand ist zu sehen. Landeinwärts quellen Wolken und stauen an die Berge des Hinterlandes. Nur der Mount Agung mit seinen über 3000 m Höhe ragt ein bisschen hervor.

Die Landung ist spektakulär, da der Flughafen, oder besser gesagt die einzige Rollbahn, als schmaler befestigter Streifen direkt ins Meer hinaus gebaut ist und wir scheinbar auf dem Wasser aufsetzen.



## SANUR

### 2. Tag, 18. September 2003

Als wir aus dem Flugzeug in den angedockten Gang treten, prallen wir auf eine unsichtbare Wand aus dicker, heißer Luft, die durch eine Öffnung des Ganges herein quillt. Doch gleich darauf kühlt uns die Klimaanlage des Flughafens. Nach diesem Vorgeschmack der herrschenden Temperaturen verstauen wir unsere Langarmshirts in den Rucksäcken und verlassen den Flughafen. Schnell ist ein Taxi bzw. „Taksi“, wie sie hier genannt werden, gefunden und wir fahren Richtung Sanur, das liegt etwa 25 km vom Flughafen entfernt an der Ostküste. Die Klimaanlage des Autos ist kaputt. Grinsend kurbelt der Fahrer alle Scheiben runter und nennt den Durchzug „Bali-Aircon“. Die heiße Luft brennt in unseren übernachtigten Augen und alle Geräusche und der Verkehrslärm scheinen zu laut. Doch die Straßen sind gut, das Chaos auf der Fahrbahn erträglich und – was uns gleich positiv auffällt – es wird kaum gehupt. In Indien waren Hupen wichtiger als Bremsen! Sonst geht es ähnlich zu wie in anderen asiatischen Entwicklungsländern.

In Sanur angekommen, nenne ich dem Fahrer eine Unterkunft, die im Lonely Planet als recht hübsch und angenehm gepriesen wird. Der Name der Pension ist unserem Fahrer gänzlich unbekannt und so lässt er uns in der Nähe eines großen Resorts aussteigen. Wir schultern das erste Mal die Rucksäcke und gehen auf Zimmersuche. Das Angebot ist vielfältig doch wir wählen nicht lange aus. Wir finden ein Zimmer mit

einem schönen Garten und einem guten Restaurant. Dusche und Klo funktioniert, das Bett ist OK und über die Schönheit des Zimmers machen wir uns heute noch keine Gedanken. Ich will nur eine Dusche und ein Bett zum Ausruhen. Wir sind seit 22 Stunden unterwegs und mein Körper fordert Schlaf. Markus schaut sich inzwischen die Umgebung an.

Als ich mich nach einer Stunde noch ganz benommen aus dem Bett schäle, ist es 16:00 Uhr. Barfuß tappe ich auf die Veranda, kann dem gepolsterten Korbsessel nicht widerstehen und sinke gähnend in die Kissen.

Die Hausherrin betritt den Innenhof mit einem Tablett voller Gaben für die Opferzeremonie, die jeder gläubige Hindu auf Bali – und das sind immerhin 90% der Bevölkerung – mindestens 5 Mal am Tag durchführt. In kleinen, aus Blättern geflochtenen Schalen oder Körbchen sind die Speisen für die Götter kunstvoll arrangiert. Neben gelben, roten und blauen Blütenblättern finden sich auch Kekse oder Reis in den Gefäßen. Die Gläubigen kleiden sich für die Zeremonie in ein edles langes Wickeltuch – auch Sarong genannt – und platzieren die Gaben vor dem Haustempel, in den Eingängen, vor jedem Bungalow und sogar am Strand. Nach der Opferung der Speise wird aus einem Glas noch Wasser – wahrscheinlich das Getränk für die Götter – verspritzt und ein Räucherstäbchen angezündet. Ein paar Gesten und anmutige Handbewegungen runden die ganze Zeremonie ab. Nach ein paar Stunden sind sämtliche Nahrungsmittel verschwunden – ein untrügliches Zeichen, dass die Gottheit nun wohlgesonnen ist. Für Mäuse, Hunde, Vögel und Ameisen sind diese Opfergaben eine zuverlässige Nahrungsquelle.

Markus war schon vorne am Strand, aber ich schlepe mich heute nur noch bis ins Restaurant. Die Speisekarten sind für Vegetarier nicht sehr vielversprechend. Meeresfrüchte – wie ich dieses Wort verabscheue – und Fische dominieren das Menü, gefolgt von Huhn in allen Varianten. Aber es gibt auch zwei einheimische Gerichte, die auf Wunsch hin ohne Huhn zubereitet werden: *Nasi Goreng* oder *Mie Goreng*. *Nasi* bedeutet Reis, *Mie* Nudeln und *Goreng* heißt gebraten. Das war's auch schon. Meist wird kleingeschnittenes Gemüse unter den Reis oder die Nudeln gemengt und ein Spiegelei darüber geschlagen. Das dritte einheimische Vegi-Essen nennt sich *Gado-Gado* und besteht aus vielerlei gedünstetem Gemüse (Bohnen, Kartoffel, Karotten, Sojasprossen), das mit Erdnusssauce übergossen wird. Wir bringen zur Sicherheit bei jeder Bestellung unsere Standardphrasen an: „NO meat, NO fish, NO seafood, NO animal and please NO chilli, but egg is ok.“

Manchmal gibt es auch Tofu oder Tempe. Das ist irgendein Gemisch aus fermentierten Sojabohnen, die zuerst zu einer Paste verknetet werden, dann in dünne Scheiben geschnitten und schließlich angebraten werden. Nur leider haben diese Sachen gleich wenig Geschmack wie Tofu bei uns Zuhause.

Während wir also unser erstes *Nasi* essen, lesen wir zu unserem Schreck (zugegeben, wir sind manchmal etwas komisch), dass jeden Donnerstag in diesem Lokal abends eine balinesische Tanzvorführung veranstaltet wird. Auf dem Holzboden des Restaurants finden schon eifrige Vorbereitungen statt. Lautsprecher und

Lichtanlagen werden installiert und erste Touristen sichern sich die besten Plätze ganz vorne. Wir schlingen das Essen hinunter und verschwinden ins Zimmer, bevor der Folkloreabend beginnt. Oder wäre es doch interessanter als unsere Schuhplattlerheimatabende gewesen? Egal, wir sind ohnehin zu müde und fallen ins Bett.

Vorsorglich habe ich Ohropax mit unters Moskitonetz genommen, aber die exotische Musik bleibt dezent. Geweckt werden wir schließlich von überschwänglichem Vogelgezwitscher. Die gefiederten Sänger haben die Nacht in ihren Käfigen in einem dunklen Ruheraum verbracht und werden nun in die Morgensonne gehängt.

### **3. Tag, 19. September 2003**

Das Frühstück ist recht mager: 2 Scheiben Toast (so werden die quadratischen, weißen Brote mit ihrer gummiartigen Beschaffenheit von den Balinesen genannt, wenn sie eine dünne Kohleschicht verbrannter Brösel aufweisen) und eine Tasse Tee (leicht angegrautes, heißes Wasser, das so schmeckt wie es aussieht). Aber für 60.000 Rupien pro Nacht (nicht pro Person!), was in etwa 6 € entspricht, darf man nicht mehr erwarten.

Da wir am Flughafen nur gerade 100 € gewechselt haben, machen wir uns auf den Weg zum Grand Bali Beach Hotel, in dessen Räumlichkeiten sich ein Bankomat und auch das Büro der Thai Airways befinden.

Wir schlendern der Strandpromenade entlang, die den schier endlosen Sandstrand mit türkisblauem Meer von der geschlossenen Reihe Geschäfte, Buden und Souvenirständen trennt. Kein einziger Tourist ist am Baden. Stattdessen liegen unzählige, farbenprächtige kleine Boote wie Krabben im Trockenen. Ihr schmaler Rumpf wird zu beiden Seiten von meterweit auskragenden Hölzern gestützt, die auf langen Bambusstangen enden und ihnen das Aussehen dieser flinken Uferbewohner verleihen. Die verschiedenen Teile sind rot, blau und gelb angestrichen, jeder Bug besitzt zudem ein freches Antlitz. Der Mast in der Mitte ist von einem Dreieckssegel umwickelt, das neben dem Motor auf offenem Meer oft eingesetzt wird. Die Boote ohne Mast sind nur für den Touristentransport und weit in der Überzahl. Alle ehemaligen Fischer gehen nun in blauweißen Uniformen auf Menschenfang. Sie haben die verschiedensten Kopfbedeckungen auf, angefangen von spitzen Strohhüten bis zu umgedrehten Kochtöpfen, die nur einem Zweck dienen: Träger der aufgemalten dreistelligen Personennummer zu sein.

Nummer 142 hat es auf uns abgesehen und will uns unbedingt eine Fahrt mit einem „glassbottomboat“ verkaufen, damit wir die Korallenwelt vor Sanur bewundern können. Doch der verlangte Preis ist zu hoch, zumal wir ja bald selber schnorcheln gehen werden. Der 142er ist hartnäckig, als er heraushört, dass wir morgen nach Lembongan, einer kleinen, Bali vorgelagerten Insel, übersetzen wollen. Wenigstens dieses Ticket sollen wir bei ihm kaufen. „Number 142, please!“, ruft er uns noch nach, als wir weitergehen.

Es folgt ein regelrechter Spießbrutenlauf durch die Verkaufsbuden. Die Balinesen beginnen immer mit der gleichen Masche (welcher Coach für erfolgreiches Verkaufen hat das denen eingebleut!?): Ein freundliches Lächeln untermalt die Frage: „What's your name?“ Völlig unabhängig von unserer Antwort (Markus gab sich oft als *noname* aus) folgt ihrerseits die Vorstellung mit irgendeinem idiotischen Namen, wie Lisa, Toni, Susi oder ähnlichen für Touristen leicht zu merkenden, kurzen Wörtern. Mit einem laschen Händedruck ist die Vorstellung beendet und unser Schicksal als Käufer besiegelt. Die weiteren Fragen nach unserer Herkunft und ob wir zum ersten Mal in Bali sind, sind reine Höflichkeiten auf dem Weg zu ihrer Verkaufsbude. Ein Beharren auf unserer ursprünglichen Richtung ist unmöglich. „Please have a look! Come into my shop!“, wird flehend gebettelt. Wie die Köpfe der Ticket verkaufenden Bootsbesitzer sind auch die Geschäfte nummeriert. Die Susis und Lisas rufen uns ihre Nummern in den Rücken, nachdem wir uns endlich losgerissen und schleunigst entfernt haben, weil wir am ersten Urlaubstag weder T-Shirts noch sonst irgendeinen Kram kaufen wollen. Da kommen schon die nächsten freundlich lächelnd mit ausgestreckter Hand auf uns zu ... Nein!

Wir hetzen mit starrem, geradeaus gerichtetem Blick wie mit Scheuklappen weiter und tragen Stoppschild-Grimassen im Gesicht. Dennoch dringen unzählige: „Hello! What is your name? Have a look!“, an unsere Ohren. Die zahlenmäßige Unterlegenheit der Touristen ist unverkennbar. Ist das der Fluch der Nachsaison oder die Folgen der Bombe von Kuta, Irakkrieg und SARS? Wahrscheinlich alles zusammen.

Inzwischen haben wir das Grand Bali Beach Hotel erreicht. Es ist das höchste und sicherlich auch das häßlichste Gebäude auf der ganzen Insel. Es wurde in den Mittsechzigern erbaut und war der Stolz des beginnenden Tourismus. Heute wäre wohl niemand mehr zu so einer Schandtat fähig. Der riesige Betonkasten mit mindestens 20 Stockwerken besitzt zum Strand hin kleine Betonnischen mit Betonblumenkästen. Wie kleine Schubladen sind diese Balkone in Reih und Glied an die fleckige Fassade geklebt. In den Blumenkästen ist jedes Grün ergraut. Das Grand Hotel sieht verlassen aus. „Wahrscheinlich schon längst zugesperrt“, denken wir, als Markus plötzlich im 17. Stock eine Person auf ihrem Balkon erblickt! Mein Gott, was hat dieser arme Mensch wohl verbrochen, wenn er hier seinen Baliurlaub verbringen muss?! Bei uns sind ja die Gefängnisse architektonisch anspruchsvoller gestaltet. Wir überqueren einen gepflasterten Platz und steuern auf den Swimmingpool zu, an dessen Rand sich doch tatsächlich noch weitere Weiße tummeln. Wir erkundigen uns nach den Thai Airways und werden zum Hintereingang gewiesen. Aircondition empfängt uns mit angenehmen 15 Grad. Luxuriöse Geschäfte wie auf den Flughäfen füllen den unteren Stock mit Brokatseide, Teakschnitzereien und Perlenketten aus. Bei Thai lassen wir unsere Flüge bestätigen und gehen auf die Suche nach dem Bankomat. Dabei gelangen wir in die offizielle Eingangshalle. Das ist vielleicht ein pompöses Gerät! Die Treppenaufgänge schwingen sich kühn um einen Brunnen, der von tropischen Gehölzen umstanden ist, vereinen sich unter einem Riesenkronleuchter und verzweigen sich weiter in die oberen Etagen. Beeindruckt

fragen wir den Türsteher nach dem Preis einer Übernachtung: Von 230 \$ aufwärts bis zur Präsidentensuite um 4350 \$ !! Vielleicht gilt hier das Motto: Außen pfui innen hui? Nachdem wir den Bankomat endlich entdeckt und geschöpft haben, schlendern wir mit drei Millionen Rupien am Pool vorbei und weiter dem Strand entlang.

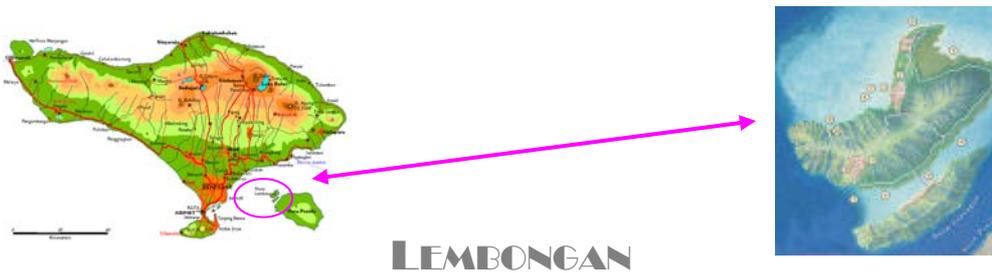
Die Verkaufsbuden dünnen sich aus und enden zu unserer Freude abrupt vor den modernen Freizeiterrorts. Diese Anlagen bestehen meist aus zweistöckigen Bungalows (nach dem Bau des Bali Beach Monsters haben die Balinesen ein Gesetz erlassen, das die Gebäudehöhe auf die Höhe der Kokospalmen beschränkt), die in wunderschöne Garten- und Poolanlagen eingebettet sind. Die Bungalows machen von außen einen sehr einfachen Eindruck und sind im traditionellen Stil gehalten, doch innen erwartet den Gast jeden erdenklichen Luxus, der sehr dezent und stilvoll in die Bambuskonstruktion integriert ist. Hier ließe es sich gut leben, vorausgesetzt man besitzt die nötige Barschaft. Eine Nacht kostet 180 \$ in der Nachsaison, ansonsten 250 \$. Exklusive Restaurants am Strand locken mit Pizzas und Spaghetti und wir lassen uns gerne verführen. Ein Verdauungsspaziergang führt uns durch die vielen exotischen Blumen der Anlagen. Ich bin vor allem von den blühenden Bäumen einer Bonsaibaumschule angetan.

Nachmittags bilden sich endlich die lang ersehnten Quellwolken, die die Sonne ein wenig dämpfen. Dann wird die Lufttemperatur gemeinsam mit der frischen Meeresbrise sogar angenehm. Doch kaum ist man im Windschatten, bricht der Schweiß aus allen Poren. Es dürfte doch einige Grad über 30° haben.

Auf dem Rückweg zu unserem Zimmer wiederholt sich der Spießbrutenlauf durch die Verkaufsbuden. Wir bereuen sämtliche „maybe later“ Vertröstungen, die wir vorher zur Flucht verwendet haben. Die Susis und Lisas erinnern sich allesamt noch an unsere Namen (besonders Markus als *Mr noname* geriet nicht in Vergessenheit!) und erwarten uns mit Bergen von T-Shirts, Kettchen und Tüchern. Die Verwünschungen und Flüche, die sie uns aus Enttäuschung über das entgangene Geschäft nachrufen sind zum Glück balinesisch und für uns daher spanisch.

Auch unser Bootsmann Nr. 142 hat uns nicht vergessen. Um wenigstens einen glücklich zu machen, mieten wir sein „glassbottomboat“. Mit 20% Diskont, wenn wir's niemand weitersagen. Wir schaukeln fast eine Stunde lang über bunte Korallenriffe, ab und zu ein Seestern und ein paar Fische. Markus wird vom angestrengt-ins-Wasser-Starren schlecht und so beenden wir den Ausflug frühzeitig.

Das Überfahrticket nach Lembongan kaufen wir bei einer anderen Nummer.



#### 4. Tag, 20. September 2003

Der Wecker um 8:00 Uhr morgens ist immer noch eine Qual. Der Körper glaubt sich um 4:00 Uhr früh, denn er hat erst zwei der sechs Stunden Zeitverschiebung überwunden. Die Temperaturanpassung an die tropische Wärme geht scheinbar etwas schneller. Diese Nacht brauchten wir keine nassen Tücher mehr, um uns abzukühlen.

Die Überfahrt nach Lembongan mit dem großen Auslegerboot, das sanft durch seidenweiche Wellen gleitet, ist herrlich. Die Küste Balis wird immer dünner, nur der Klotz des Grand Hotels bleibt weiterhin erkennbar.

Bei der Einfahrt in die seichten Hafengewässer möchten wir am liebsten gleich schon den Schnorchel herausholen. Das Wasser ist glasklar und gibt den Blick frei auf fette Seesterne, die zwischen bunten Korallen im weißen Sand liegen. Wir schleppen unsere Rucksäcke mühevoll über den Strand bis zum letzten Bungalow. Unser Reisehandbuch gibt an, dass es von dort aus nicht mehr weit zu einem tollen Schnorchelgebiet sei, das im Norden der Insel liegt. Wir erwählen ein zweistöckiges Häuschen am Ende eines Blütenmeeres von Bougainville und Duftbäumen als Unterkunft. Im oberen Stock beziehen wir ein weißgefliestes, kühles Zimmer mit großem Doppelbett, WC und Dusche und einer eigenen Veranda. Vor den Fenstern schwanken die Kronenblätter der Kokospalmen, im Hintergrund leuchtet blau das Meer – eine kitschige Postkartenidylle. Das Zimmer dürfte ziemlich neu sein. Das gepolsterte Kopfende unseres Bettes ist noch immer von einer schützenden Plastikfolie umhüllt. Obwohl dies auch ein trügerisches Zeichen von Neuheit sein kann: Ich habe im Laufe der Reise oftmals solche „Original-Neu-Verpackungen“ gesehen, die nach Jahren des Gebrauchs in Fetzen von den Möbeln hingen, welche unter der Plastikhülle bereits durchgesessen waren. Manchmal sollten Klebeetiketten mit Montageanleitungen wohl auf die Neuheit zB eines WC's hinweisen, obwohl sie sich bereits in demselben häßlichen Zustand der Auflösung befanden, wie die Kloschüssel selbst.

Aber dieses Zimmer ist schön und die Matratze noch gut. Es kostet 6,5 € pro Nacht.

Lembongan ist ein Paradies für Surfer. Riesige Wellen brechen auf das vorgelagerte Riff und nur Profis (meist Touristen aus Australien) kommen hier mit diesen Naturgewalten und Strömungen zurecht. Die Strömungen machen auch das

Schnorcheln gefährlich, deshalb rät man uns, mit einem Boot aufs Meer zu gehen. Zu Fuß könne man ohnehin keinen der tollen Schnorchelplätze erreichen. Wir sind skeptisch, zumal der Preis für eine Bootsmiete bei 18 € liegt und das im Verhältnis zum übrigen Preisniveau sauteuer ist. Darüber hinaus beschreibt unser Reisehandbuch sehr wohl, dass im Norden der Insel vom Strand aus geschnorchelt werden kann. Also packen wir alles was wir dazu brauchen in den kleinen Rucksack und stapfen durch den Mehlsand nach Norden. Die Fischer und Seetang-Farmer schauen uns an, als hätten sie noch nie Touristen hier gesehen. Seltsam.

Der Strand zieht sich endlos und die Sonne brennt unbarmherzig auf uns herab. Die Wolken sind heute leider auf Bali geblieben. Wir fragen einen Einheimischen, wie weit es bis zum Schnorchelrevier ist. Versteht der kein Englisch – oder warum schaut er so ungläubig? Wir wiederholen unsere Frage, da deutet er, dass in nördlicher Richtung kein solcher Platz ist. „Der kennt sich halt nicht aus“, denken wir und stapfen weiter.

Das Meer ist sehr seicht und viele Fischer stehen noch hundert Meter vom Strand weg nur bis zu den Knien im Wasser. Weiter draußen, dort wo sich die Wellen brechen, müsste das Riff sein und vielleicht auch die gefährlichen Strömungen? Das Gehen im Sand wird immer beschwerlicher und im Brackwasser breiten sich endlose Seetangfelder aus. Wir wechseln deshalb auf eine Straße, die parallel zur Küste verläuft. Nach einer halben Stunde bin ich bereits völlig verschwitzt und genervt und fantasie von kühlen Himalayatalern...

Markus will nicht aufgeben und fragt einen Bootrestaurierer nach dem Korallenriff. Diesmal deutet man uns auf einen Mangrovenhain, aber von dort müssten wir zum Riff ein gutes Stück hinaus waten. Bis zum Mangrovenhain sind es nochmals 2 km, die nun durch staubiges Gestrüpp über einen im Landesinneren geführten Weg zurückgelegt werden müssen. Kein Lüftchen regt sich mehr. Markus wähnt sich seinem Schnorchelrevier schon nah und hat keinerlei Verständnis für meine Umkehrwünsche. Der Fahrweg verengt sich zum Fußweg und endet endlich beim Mangrovenhain. Eine kleine Ansammlung von Bambushütten mit Souvenirshops deutet auf eine zeitweilige Anwesenheit von Touristen hin. Heute ist aber niemand mehr da.

Das Meer hat sich fast bis zum Korallenriff zurückgezogen, die Mangroven stehen trocken im feinen Sand. Erst auf den letzten 30 Metern geht der Sand in die scharfkantigen, abgebrochenen Korallenästchen über, die das Barfußgehen unmöglich machen. Wir haben zum Glück unsere Trekkingsandalen an, die somit ihre Meerestaufe erleben. Ich hasse es, über ein Riff zu klettern, weil ich diese bizarren und filigranen Geschöpfe nicht zerbrechen will und lasse Markus voraus. Er überwindet die Barriere an einer Stelle, an der sowieso schon alles kaputt ist und verschwindet im Meer. Nach kurzer Zeit kehrt er begeistert zurück. Ich lasse den Rucksack und das Gewand auf einer kleinen Erhöhung zurück und Markus lotst mich übers Riff.

Es ist wirklich herrlich.

So eine Vielfalt an Fischen und Korallen hatte ich nicht erwartet. Da wir nur eine Schnorchelausrüstung haben, wechseln wir uns immer wieder ab. Mittlerweile hat die einsetzende Flut bereits unsere Sachen erreicht und teilweise durchnässt. Während wir uns abtrocknen und uns voller Begeisterung die geschauten Fische gegenseitig schildern, übersehen wir erneut den Anstieg des Wassers, das schon bis zu den Mangroven am Strand reicht. Jetzt ist endgültig alles nass. Egal. Es war ein einmaliger Beginn in der Unterwasserwelt. Für den Rückweg bleiben wir auf dem Fahrweg und sind überraschend schnell in 45 Minuten Zuhause.

### **5. Tag, 21. September 2003**

Zu Beginn der Nacht ebbt die Lärmwoge aus kommunikationsfreudigen Hahnenkehlen ein wenig ab. Es muss wohl tausend Güggeler auf dieser Insel geben! Jede Familie ist wahrscheinlich stolzer Besitzer von mindestens drei Kikeriki-Schreiern. Die Viecher sind bedauernswerte Geschöpfe, da sie für die Hahnenkämpfe gezüchtet werden, in denen sie sich gegenseitig mit an die Sporen gebundenen, rasiermesserscharfen Klingen zerfleischen. Den Kampf überlebt nur der Sieger, der Verlierer ist reif für den Kochtopf. Auf die grausame Sitte hin angesprochen, reagieren die Balinesen eher zurückhaltend, wissen sie doch um die komische Doppelmoral der Touristen, die sich im Ausland gerne als Hahnbeschützer aufspielen, zuhause aber die Legebatterien wegen der billigen Eier fördern.

Also die Balinesen reden sich auf eine religiöse Zeremonie heraus. Die Tierkämpfe finden auch tatsächlich im Tempelgeviert statt. Damit soll die Welt vom Bösen gereinigt werden, der Hahn liefert das Blutopfer dafür. In Wahrheit aber geht es um riesige Summen Geld, die in Wettabschlüssen auf die Tiere gesetzt werden. Ein guter und siegreicher Hahn kann somit seinen Besitzer zum Rupienmillionär machen, das erreicht ein Mensch sonst in jahrelanger Arbeit nicht.

Die meisten Kampfhähne sind in kleinen Käfigen aus Palmblattgeflecht eingesperrt, in welchen sie sich nicht einmal umdrehen können, ohne überall an den Wänden zu streifen. Damit die Tiere nicht völlig durchdrehen, wird ihnen Unterhaltung und Abwechslung geboten. Bereits am Morgen stellen die Besitzer ihre Käfige zum Beispiel an den Rand einer stark befahrenen Straße, wo sich die Hähne am vorbeirasenden Verkehr ergötzen können. Manchmal sind die Tiere auch als gefangene Beobachter Käfig an Käfig am Rande eines Marktplatzes aufgestellt. Alles nur, damit dem teuren Federvieh nicht zu langweilig wird. Abends verschwinden die Käfige in einen dunklen Raum oder geschützten Winkel im Freien.

Auf Lembongang gibt es weder stark belebte Straßen noch interessante Marktplätze. Mangels Ablenkung unterhalten sich die Güggeler untereinander. Um die Distanzen zwischen den Behausungen zu überwinden, trainieren sie laufend die Reichweite ihrer Stimmbänder. Am weitesten kommen sie natürlich, wenn der Umgebungslärm der tagaktiven Menschen zur Ruhe gekommen ist, das heißt, wenn diese ins Bett gehen. Markus war zuerst optimistisch und sagte, dass Hähne in der Nacht Ruhe gäben. Doch er meinte die in Europa. Jedenfalls machte das Gekrächze nur eine kurze

Pause, bis wir gerade eingeschlafen waren, um dann zu einem vielstimmigen Konzert anzuschwellen.

Unser Nachbar hält im Hof einen freilaufenden Hahn, der auf dem Hügel unter unserem Fenster einen akustisch vortrefflichen Platz einzunehmen pflegt. Für seinen Zweck vortrefflich, aber das brauche ich nicht zu betonen. Er erreicht dadurch mit seinem Kikerikiii weit entfernte Kollegen, die ihm erfreut antworten. Er unterhält sich mit ihnen die ganze Nacht.

Ununterbrochen.

Es muss interessante Neuigkeiten geben.

An Schlaf ist für uns nicht zu denken. Morgens erwacht seine Haustiervogelkollegin, eine Ente, die laut schnatternd den Hahn vom Hügel vertreiben will. Ihr erregtes Geschnable ist fast noch nervtötender als die Kräherei. Da helfen auch die Ohropax nichts mehr, die ich mir seufzend so um Mitternacht in die Ohren gesteckt habe.

Erst beim Gang zum Frühstück umgibt uns eine gespenstische Stille. Hoffentlich wurde dem Federvieh der Kragen umgedreht, aber wahrscheinlich ist es bloß erschöpft vom nächtlichen Reigen!

Ein Blick auf den Himmel vertreibt unsere düstere Laune nicht. Dunkle Quellwolken ballen sich über uns. Der Wind treibt sie von Nordosten her über die Küste und die Sonnenstrahlen blitzen weit draußen auf dem offenen Meer. Wir sind unschlüssig, weil wir mit Captain Jomo heute eine Schnorcheltour mit dem Boot zu den verschiedenen Plätzen rund um die Insel vereinbart haben. Doch jetzt, so ohne jedes Sonnenlicht?

Vor der Abfahrtszeit des Bootes um 9:30 Uhr kommt Jomo und zerstreut unsere Bedenken mit der Zuversicht, dass es zwar jeden Morgen bewölkt sei, sich die Wolken aber bis spätestens 11:00 Uhr auflösen würden. Wir haben hier noch keinerlei Erfahrung mit dem Wetter machen können, also glauben wir ihm und holen unsere Sachen.

Wir umfahren die Insel gegen den Uhrzeigersinn, da bei der nachmittäglichen Rückfahrt die Wellen zwischen Lembongang und der größeren Nachbarinsel Penida zu hoch wären. Noch ist die See glatt, aber das ändert sich, sobald wir das Lee der Insel verlassen haben. Um nicht schon vor dem Schnorcheln völlig von der Gischt nassgespritzt zu werden, klettere ich vorne auf den Bug des Bootes. Meine Freude über den trockenen Platz währt nicht lang. Die Wellen türmen sich plötzlich hoch und höher und das Boot schlingert von Wellenkamm zu Wellental, Ich muss mich an der 10 cm-Reling anklammern und mit den Beinen regelrecht verspreizen, um nicht ins Wasser gekippt zu werden. Mir ist, als würde ich auf einem wildgewordenen, bockigen Vieh reiten!

Wir passieren eine Steilküste, deren Felsen gut sechs Meter senkrecht oder auch überhängend ins Meer abfallen und an deren Stirn die Wogen zu Gischtwolken explodieren. Wo soll man hier schnorcheln können???

Endlich erreichen wir die geschützte Meerenge vor Penida und fahren in die erste Bucht, wo Jomo sein Boot an einer Boje festmacht und uns ins Wasser schickt. Die Wellen sind hier mäßig, aber das Sonnenlicht fehlt, die Wolken bleiben dicht. Dafür ist die Unterwasserwelt toll. Vielfältige Korallengärten, die wie versteinerte Gemüsebeete aussehen, beherbergen unzählige, bunte Schmetterlingsfische. Gut getarnt warten Räuber mit spitzigen, langen Mäulern, regungslos im Wasser stehend. Daneben tummeln sich Schwärme von winzigen Leuchttupfern, ganz kleine Fischchen, in den Armen der hin- und herwogenden Weichkorallen oder Anemonen. Auch große, tellerförmige Korallen, die einen Durchmesser von bis zu zwei Metern erreichen, findet man hier, mit hellblauen Röschen an der äußersten Wachstumsreihe. Es ist wunderbar, aber schon nach 15 Minuten bedeckt eine Gänsehaut meinen Körper. Auch Markus deutet mit seinen eng um den Körper geschlungenen Armen Kälte und Frieren an. Er entfernt sich Richtung Boot.

Ich kann mich kaum satt sehen. Plötzlich bricht ein Sonnenstrahl durch und es ist, als ob jemand unter Wasser das Licht angeknipst hätte. Die Farben explodieren zu einem Wunderwerk aus schillernden Reflexen! Doch der Augenblick ist nur kurz, die Wolken überwiegen und mir ist jetzt ebenfalls so kalt, dass ich am ganzen Körper zittere.

Markus wartet schon eine Weile im Boot und ist weiß im Gesicht, als leide er an Korallenbleiche. Von der Dümpelei an der Boje ist ihm schlecht geworden. Deshalb startet Jomo seinen Motor noch bevor ich mich abtrocknen kann. Im kräftigen Fahrtwind bibbern wir auf dem Bug sitzend um die Wette und düsen zur nächsten Bucht. Hier ist es noch malerischer aber auch kälter als vorher. Markus braucht festen Boden unter den Füßen und schwimmt zum Strand. Ich sehe ihn armrudernd über spitze Korallen turnen und bleibe lieber im Wasser. Doch nach einer guten halben Stunde muss ich ins Boot zurück, um mich aufzuwärmen. Zähneklappernd kann man schlecht schnorcheln.

Die nächste Station wird „the wall“ genannt, ein korallenbesetzter Steilabfall mit einem rund zwei Meter tiefen Plateau davor, auf dem herrlich zu schnorcheln wäre. Uns ist jedoch so kalt, dass uns die Lust auf kühles Nass vergangen ist. Obwohl es bereits Mittagszeit ist, bedecken weiterhin dichte Wolken den Himmel.

Auf dem Rückweg umrunden wir Lembongang zur Gänze und erst im Hafen wärmen uns endlich Sonnenstrahlen. Captain Jomo tut seine Wetterprognose leid und er setzt uns in der Bucht ab. Dort sollen wir etwas essen und trinken, am nächsten Strand könne man gut schnorcheln und in 3 Stunden komme er uns wieder abholen. Das ist seine beste Idee heute.

Wir trinken Tee, essen eine heiße Suppe und erreichen langsam wieder normale Körpertemperatur. Kurze Zeit später schwitzen wir. Es sind kaum mehr Wolken zu sehen. Jomos Wetterbericht hatte bloß Verspätung. Wir wandern zu einer wunderbaren, kleinen, einsamen Bucht. Im seichten Wasser der Ufernähe sind die Wellenbrecher lästig beim Schnorcheln. Doch sobald wir in der richtigen Tiefe sind,

scheint uns eine starke Strömung vom Strand wegzuziehen. Ich musste, als ich das erste Mal ins Wasser ging, mit aller Kraft gegen die Strömung schwimmen und trieb dennoch rückwärts. In Panik strampelte ich mich ans Ufer. Jetzt bleibe ich lieber am Strand. Markus merkt die Strömung auch, aber er wartet einfach cool und gelassen ab, bis sie nachlässt und schwappt mit der nächsten größeren Welle wieder zurück. Also meine Sache ist es nicht.

Jomo kommt uns pünktlich abholen und ladet uns am Nachmittag ziemlich sonnenverbrannt vor unserem Bungalow ab. Die Wolken haben sich inzwischen zur Gänze aufgelöst und wir genießen den goldenen Sonnenuntergang bei einem Teller voller Spaghetti.

Danach fallen wir früh ins Bett und lassen uns bekrähen.

### **6. Tag, 22. September 2003**

Ein strahlendblauer Morgen erlöst uns aus dem Hahnengeschrei der Nacht und kündigt einen wunderbaren, heißen Tag an. Sauerei, denn unsere verbrannte Haut fordert heute einen sonnenfreien Tag! Den Vormittag verstecken wir uns in der kühlen Feuchtigkeit des Badezimmers und waschen einen Berg verschwitzter Kleider. Danach – heute muss alles erledigt werden, was wir schon lange tun hätten sollen - begeben wir uns ins Dorf. Markus braucht einfache Badeschuhe zum Schutz vor Korallen oder scharfen Klippen über die man beim Schnorcheln mitunter klettern muss. Ich habe alte Stoffschuhe mit Gummisohlen von Zuhause für diesen Zweck mitgebracht. Unsere Trekkingsandalen sind auf die Dauer zu schade fürs Salzwasser und außerdem viel zu schwer.

Die „Schuhgeschäfte“ bieten keine große Auswahl. In den Glasvitrinen der fünf Krämerläden finden sich einzelne Paare Plastiksandalen, die nicht unseren Anforderungen entsprechen. Markus kauft schließlich leuchtend violette, halbgeschlossene Schlapfen mit der Aufschrift Nike. Die zwei selbstangebrachten Gummibündel, die die Sohle an die Ferse fixieren sollen, verleihen den unglaublich geschmacklosen Dingern noch die nötige persönliche Note. Zum Glück kennt uns hier niemand!

Heute scheint den ganzen Tag über Ebbe zu herrschen. Das Meer zieht sich weit zurück und im ganzen Hafengebiet steht das Wasser nur mehr knöcheltief. Wo vor kurzem noch die Fischerboote schaukelten, ragen nun hunderte Holzpflocke der Seetangfelder auf und piercen die gesamte Bucht! Jetzt muss ich diesen neuen Wirtschaftszweig einmal erklären: Der gezüchtete Seetang, der zur Herstellung von Emulgatoren in Fertiggerichten oder für cremige Substanzen in der Kosmetikindustrie verarbeitet wird, liefert den Weichmacher Carrageen.

Seetang, ein gallertartiges, schlabberiges Gewächs, gedeiht am besten im warmen, brackigen Salzwasser. Teile des Tangs werden meist von Frauen und Kindern in kleinen Büscheln auf Seile geknotet. Männer verankern diese Seetangleinen knapp über dem Meeresboden, indem sie sie zwischen zwei Pflocke spannen, die zu beiden

Seiten des Feldes in den Boden gerammt sind. Die Seile haben einen Abstand von höchstens 20 cm. Der gesamte Flachwasserbereich gleicht einem verwirrenden Umspannwerk und ist für Fußgänger nicht passierbar. Zum Gehen bleiben nur schmale Weglein zwischen den Randpflocken der Felder, in denen sich gerne Seeigel aufhalten.

Die kleinen Seetangbüschel, deren Farbpalette von Dunkelgrün über Braun bis zum hellen Senfgelb reicht, haben die trockene Zeit während ihres Aufknüpfens in den Strohütten an Land gut überstanden und wachsen unter Wasser weiter, bis sie groß genug zur Ernte sind. Dann werden die Seetangleinen eingeholt und an Land zu den Frauen und Kindern gebracht, die die Knoten wieder lösen dürfen. Jetzt muss der Seetang noch aussortiert und vom Unkraut befreit werden. Denn zwischen dem Tang wachsen oftmals hellgrüne Blätter, die wie Salat aussehen. Unsere Salattheorie wird auch von den großen Seeschnucken untermauert, die zuhauf in den Unterwassergemüsebeeten unterwegs sind. Dennoch behaupten die Einheimischen, der Salat sei unverwertbares Unkraut.

Der nun gesäuberte und farblich sortierte Tang wird auf großen Planen zum Trocknen in die Sonne gelegt. Dabei verströmen die Pflanzen einen sehr strengen Geruch (nett umschrieben) und werden von Millionen winziger Fliegen heimgesucht. Die Plane wird schließlich eingerollt, sicherlich samt der Fliegen, und an die weiterverarbeitende Industrie verkauft.

Wie gesagt, das Zeug findet sich in den Fertiggerichten, die man bloß mehr in die Mikrowelle schieben muss. Auf jeden Fall geht es den Inselbewohnern wirtschaftlich gesehen viel besser, seit sie Seetang anbauen. Dass dabei die gesamten Korallen des Flachwasserbereichs „gerodet“ werden mussten, ist ein anderes Thema. Nun müssen die schnorchelwilligen Touristen mit Booten zu den Korallen fahren, das ist für die arbeitslosen Bootsbesitzer auch kein Nachteil...

Auf Lembongan weht der Wind immer gleichmäßig. Am Morgen steigert sich das Lüftchen zur mäßigen Brise aus Südost, die bis nach Sonnenuntergang anhält, dann erst erstirbt der Meereswind um plötzlich ganz unvermittelt die Richtung zu ändern und ungestüm vom Hinterland aufs Wasser hinauszujagen. Den untertags konstanten Wind nützen die Einheimischen, um ihre Drachen steigen zu lassen.

Sie haben eine unglaubliche Fantasie, was die Motive ihrer Fluggeräte angeht. Fledermäuse mit einigen Metern Spannweite tummeln sich neben Riesenbienen, feuerspeiende Drachen neben Geiern. Äußerst beliebt sind Drachen, die Lärm machen. So zum Beispiel die Riesenfledermaus vor unserem Bungalow, deren Augen aus rotierende Scheiben bestehen, die bei jeder Halbdrehung einen klappernden Laut von sich geben. Bei entsprechender Drehzahl klingt das wie eine Rätsche. Manche der Geräte sind so konstruiert, dass das Segel vorne im Wind auf und ab schlägt und ein laut knatterndes Geräusch hervorruft. Andere Drachen wiederum pfeifen in den schrillsten Tönen, weil ihnen Trillerpfeifen eingebaut wurden. Das Ganze führt zu einer nervigen Lautmischung, die dem Geschrei der Hähne Konkurrenz macht.

Vielleicht ist das der eigentliche Beweggrund?

Die Lembonganer ertragen ihre eigenen Guggeler nicht mehr?

Drachenlärm gibt es im Gegensatz zum Hahngekrächze jedoch nur tagsüber, denn morgens, wenn sich der Wind erhebt, werden die Drachen an bis zu 200 m langen Leinen in die Höhe gebracht und das Seilende an einem Pflock befestigt. So hängen die lauten Papiertiere den ganzen Tag sinnlos über der Insel. Erst bei Sonnenuntergang werden die Leinen wieder eingeholt.

Wir waren einmal nah dran, so ein Seil mit dem Messer zu kappen, weil uns das Gepfeife und Geknattere allzusehr auf die Nerven ging. Aber als wir die Leine berührten, war plötzlich der Besitzer des Drachens zur Stelle. Wie aus dem Nichts aufgetaucht. Also blieb uns nur das Hoffen auf eine Flaute (so unerfüllt wie das Warten auf eine grassierende Geflügelpest ...)

### **7. Tag, 23. September 2003**

Unser Guggeler schien heute Nacht heiser zu sein, dafür übernahm die Ente seinen Part. Noch im morgendlichen Halbschlaf stelle ich mir vor, wie plötzlich etwas Großes, vielleicht eine überdimensionale Kokosnuss, herabfällt und das Geschnatter zeitgleich mit dem dumpfen Aufprall er stirbt. Es bleiben Wunschträume.

Plötzlich nehme ich noch ein anderes, neues Geräusch wahr. Es klingt wie heftige Brandung? Doch wie können kleine Wellen so einen Lärm machen?

Beim Frühstück trauen wir unseren Augen kaum. Das Meer reicht bis zu den Mauern des Restaurants herauf! Riesige, schaumgekrönte Wellen rollen herein und brechen mit lautem Getöse vorne am Riff. Unsere Mitbewohner, die australischen Surfer, haben bereits eine dramatische Rettungsaktion hinter sich. Einem von ihnen ist die Verbindungsleine zwischen dem Brett und seinem Bein gerissen und er war hilflos den Wellen und Strömungen ausgeliefert, nur zufällig hat ihn ein Fischerboot gesehen und aufgenommen. Jetzt sitzen sie alle mit glänzenden Augen beim Frühstück und sehen mit dem Fernglas zu den anderen Wagemutigen hinaus, die auf ihren Brettern durch die blauen Wassertunnel der über sie hereinbrechenden Wellen schießen. Ab und zu nudelt es einen von ihnen in die wild aufschäumende Gischt! Dann wird das Fernglas erst abgesetzt, wenn der Typ wieder an der Wasseroberfläche auftaucht.

Nach Schnorchelbedingungen sieht es heute gar nicht aus, trotz strahlendem Sonnenschein. Die aufgewühlte See hat sich den Uferbereich erobert und liegt als nebliger Schleier aus Wasserdampf über der Küste. Die Wellenbrecher werden immer gewaltiger, sie sind laut Internet das Resultat eines Seebebens, das irgendwo in Indonesien stattgefunden hat.

Das ist der richtige Tag für einen Ausflug an die Steilküste! Also mieten wir zwei Mountainbikes und überwinden den ersten und höchsten Hügel der Insel mit seinen „gewaltigen“ 150 Höhenmetern. Die Straße scheint den Berg zu ignorieren und legt sich ohne eine Kurve gerade darüber. Von der Ebene kommend steigt sie plötzlich



Typisches Auslegerboot



Wellen nach dem Seebeben an der Steilküste Lembongans



Seetangfelder im Brackwasser



Seetang nach der Ernte beim Trocknen

steil an und wir kämpfen vergeblich gegen den zu einer schrägen Wand aufgestellten Asphalt. Da nützt keine Gangschaltung (schon gar nicht eine indonesische) mehr, sondern Schieben ist angesagt. Auf der anderen Seite geht es ähnlich steil wieder bergab, sodass ich angesichts des Rollsplitts auf der Fahrbahn auch abwärts lieber geschoben hätte, wäre da nicht Markus schon im feinen kühlen Fahrtwind davongesaut.

Wir erreichen ein großes Felsplateau mit nur spärlicher Vegetation im Südosten der Insel, über dem ein dichter Gischnebel hängt, der unsere Kleidung innerhalb weniger Minuten durchfeuchtet. Das Niveau des Landes liegt rund fünf Meter über dem Meeresspiegel und die heranrollenden Wellen sind bloß halb so hoch. Doch wenn sie im richtigen Moment in eine Felsschlucht strömen, schießen plötzlich Wasserfontänen haushoch über unsere Köpfe hinauf. Das diese Springfluten begleitende Getöse ist ohrenbetäubend. Wir beobachten das eindrucksvolle Schauspiel eine ganze Weile und konzentrieren uns auf den Randbereich zwischen nassen und trockenen Felsen, um herauszufinden, wie weit wir uns vorwagen können. Dann stehen wir an dieser imaginären Grenze und warten auf die nächste Welle. Ein kleines Erdbeben scheint sich anzubahnen. Es grollt und braust zu unseren Füßen, aber wir können die Welle von hier aus nicht sehen. Mit einem Knall explodiert eine riesige Gischtwolke aus der Grotte vor uns und verdunkelt mit ihrem weißen Wasservorhang die Sonne. Die Wassermassen klatschen auf die Felsen zurück, hinterlassen schäumende Tümpel und kleine Wasserfälle. Wumm – schon die nächste Detonation.

Eigentlich sollten wir weiterfahren, denn unser Ziel ist die kleine Nachbarinsel Nusa Ceningan. „Eine warten wir noch ab!“, brüllt Markus mir zu, ich nicke und starre gebannt in die Klippenöffnung. Wumm! Es vergeht noch eine Welle, eine weitere, noch eine, eine letzte und schließlich „nur eine noch“ bis wir uns endlich – ziemlich durchnässt - losreißen können. Wir radeln zur nächsten geschützten Bucht, die von einem kleinen Restaurant überragt wird. Am „dream beach“ mit feinem, weißen Sandstrand nehme ich ein kurzes Bad, da ich ohnehin schon nass bin. Doch mit den Wellen rollen faustgroße Steine in der Dünung auf und ab und ich entkomme dieser Mühle mit nur zwei blauen Flecken an den Knöcheln.

Nach einer heißen Suppe und einer Portion Pommes radeln wir weiter zur „Hauptstadt“ Lembongan. Dies ist ein netter kleiner, blumengeschmückter Ort mit zahlreichen Tempeln. Durch die engen Gassen geht es weiter abwärts bis zur Ostküste, an der Lembongan nur durch einen schmalen Meeresstreifen von Ceningan, der Nebeninsel getrennt ist. Hier gibt es keine Wellen, keinen Wind, nur erdrückende Schwüle. Im seichten Wasser wird Seetang angebaut und die Luft ist erfüllt vom typischen Geruch (Gestank wäre zu subjektiv) dieses Grünzeugs.

Über eine schwankende Hängebrücke erreichen wir Ceningan, eine autofreie Insel. Vielleicht sind die Straßen deshalb in einem solchen Zustand, dass sie diesen Namen nicht mehr verdienen. Die Insel ist winzig und so ist es nicht weit bis zu den herrlichen Klippen, die wir vorgestern vom Boot aus gesehen haben.

An der Steilküste trifft uns der Wind ungehindert mit voller Wucht und zu unseren Füßen wogt das Meer wilder und ungestümer als zuvor. Obwohl die Klippen hier um einiges höher sind, schießen die Wasserfontänen der an die Felsen klatschenden Wellen hoch in den Himmel hinauf. Wir wollen ein paar spektakuläre Fotos machen, doch der Wind treibt den Gischtnebel oder besser gesagt den Gischtregen direkt ins Gesicht. Wir kämpfen mit der salzverklebten Linse und dem richtigen Zeitpunkt fürs Foto, als ein Balinese auftaucht und uns nach unserem Namen fragt.

„Oje – was will der bloß von uns?“, ist unser erster Gedanke. Zuerst redet der Typ auf Markus ein, ich kann wegen des Getöses nichts verstehen und hantiere weiter mit der Kamera. Irgendwann faselt er etwas von Privatgrund, aber wir würden gar nicht stören. Er kenne noch bessere Plätze und könne uns diese zeigen. Ein Guide also. Wussten wir doch, dass die scheinbar höfliche Namensfragerei immer nur eine Geschäftsanbahnung darstellt. Wir ignorieren ihn so gut es geht und wollen endlich das Foto machen. Dazu warten wir eine richtig große Welle ab, um die Zuhausegebliebenen auch echt beeindruckend zu können. Ich luge durch das Objektiv, höre den Knall und sehe den ausgestreckten Arm einer Riesenfontäne, die nach uns greift. Ich kann mich bloß mehr umdrehen und die Kamera an den Bauch pressen, da prasselt das Wasser schon wie aus Kübeln auf uns herab. Fluchtartig verlassen wir die Klippe, bevor es uns ins Meer spült.

Die lange Hose klebt an meinen Füßen, auch die Unterhose ist durchweicht. Unser selbsternannter, nervtötender und zu meiner Schadenfreude ebenfalls pflätschnasser Führer gibt keine Ruhe. Als wir zur nächsten Klippe wandern, geht er einfach ein paar Meter voraus. Ich würde gerne an einer trockenen, sonnigen Stelle meine Sachen trocknen, bevor ich wieder aufs Fahrrad steige, doch der Typ weicht uns nicht von der Pelle. Als Markus ihn energisch wegschicken will, rückt er endlich mit seinem unverschämten Wunsch nach Geld heraus, da er uns doch schließlich diesen Platz gezeigt hätte, der zudem sein Privatgrund sei und lauter solchen Mist faselt er daher. Seine Forderung ist unverschämt hoch, doch mir geht er schon so auf den Keks, dass ich bereit bin, etwas zu zahlen, nur damit er endlich verschwindet. Dann hat er noch die Frechheit sich über den zu niedrigen Betrag zu beschweren, bis er beim Blick in mein Gesicht merkt, dass er nun eine Grenze überschritten hat. Ich funkle ihn so böse an, dass er eilig uns seine Hand entgegenstreckt, „friends“ nennt und im Dauerlauf verschwindet.

Wir hocken eine Weile in der Sonne, nackig, und unsere Kleider hängen im Strauch. Als sie halbwegs trocken sind, radeln wir durch die Mangrovenwälder Lembongans heim und schließen die Rundfahrt ab. Mein Hintern erinnert sich abends noch schmerzhaft an die vielen Holper und Schlaglöcher.

### **8. Tag, 24. September 2003**

Heute wollen wir wieder schnorcheln gehen. Ungeachtet der üblichen dunklen Vormittagswolken, die bereits den Himmel überziehen, sich jedoch um 11:00 Uhr angeblich auflösen werden. Der gestrige, von der Früh weg strahlende Sonnentag war wohl die Ausnahme?

Da Markus allein schon beim Gedanken an eine Bootsfahrt übel wird, kommt nur der zu Fuß erreichbare Platz bei den Mangroven (wo wir am ersten Tag waren) in Frage.

Wir leihen eine zweite Taucherbrille und Flossen aus, sodass wir diesmal gleichzeitig im Wasser sein können und richten unsere Sachen her. Doch bevor wir den Bungalow verlassen, vernehmen wir ein seltsames Geräusch. Es rauscht und flirrt, als ob ein überdimensionaler Fernseher die Schneeflocken-Bildstörung hat. Gleichzeitig wird es dunkel. Es schüttet! Aber wie! Der tropische Platzregen wird seinem Namen gerecht. Zum Glück befinden wir uns noch auf unserer überdachten Veranda. Die zum Teil fast handtellergroßen Tropfen schlagen kleine Krater in den Sand, der in kurzer Zeit von Pockennarben übersät ist. Ich stelle den Rucksack resigniert wieder ins Zimmer. Wären wir fünf Minuten früher losgegangen, hätten wir jetzt sicher nichts Trockenes mehr am Leib.

Weil Nichtstun eine noch unbekannte Erfahrung in diesem Urlaub ist, verfallen wir dieser faulen Trägheit widerstandslos und warten nicht nur den kurzen Regenguss ab, sondern bleiben auch zum Mittagessen und anschließendem Verdauungsnickerchen hier.

Als wir endlich den Mangrovenhain erreichen ist es bereits früher Nachmittag. Diesmal hängen wir unsere Habseligkeiten flutsicher hoch in die Wurzeln einer schönen Mangrove, die als Kleiderständer dafür wie geschaffen ist. Aus dem weißen Pulversand ragen ihre dicken, schwarzen Wurzeln auf und neigen sich demütig in großen Bögen zum Stamm hin. Das ergibt perfekte Kleiderbügel, mit Extraausformungen für die Ablage des Rucksacks, des Fotoapparats, der Trinkflasche usw. Damit sich die Einheimischen nicht über diesen seltsam aufgeputzten Christbaum mit den praktischen Anhängseln wundern, haben wir sie in unsere Schnorchelpläne eingeweiht. Durch unseren Vertrauensvorschub ist gewährleistet, dass sich niemand bedient, während wir weit draußen unsichtbar unter Wasser weilen.

Der niedrige Wasserspiegel macht es diesmal äußerst schwierig ins tiefe (schwimmbare) Wasser zu gelangen. Die Kronen der großen Feuerkorallenstöcke ragen sogar einige Zentimeter aus dem Wasser heraus. Die Ebbe hat das sandige Wasser vom seichten Mangrovenstrand ins Riff abgezogen und die Sichtweite unter Wasser auf einen halben Meter reduziert.

Markus stürzt sich in die blinden Fluten und deutet mir gestikulierend, dass es weiter draußen gut zum Schnorcheln ist. Mit vorsichtigen Schritten versuche ich in wenigstens knietiefes Wasser zu gelangen, ohne die Korallen zu zertreten oder abzubrechen. Ich habe eine ziemliche Scheu vor dem ganzen Zeug. Weiß ich doch

nie, was hier lebendig ist, was nesselt oder scharfkantig ist, ob die Tiere gefährlich sind, wo der nächste Seesigel lauert und überhaupt stelle ich mich wahnsinnig ungeschickt an. Kaum bricht eine kleine Welle herein, hebt sie mich aus meinem unsicheren Stand, indem sie unter die Flossenspitzen kriecht und sie empor drückt. Die nächste Welle spült mich hilflos ruderndes Opfer rücklings auf eine Hirschgeweihkoralle, die ihren Namen zu Recht trägt. Die scharfen Zacken bohren sich unsanft in meine weiche Rückseite.

Markus kommt mir zu Hilfe.

Er geht vor mir zwischen den großen Felsblöcken ins tiefere Wasser. Gerade in dem Moment, in dem ich abtauchen will, sehe ich ein schlangenähnliches Tier zu meinen Füßen. Obwohl das Wasser sehr trüb ist, kann ich eine graue, schwarz-gelb gepunktete Moräne erkennen. Sie ist vielleicht 50 cm lang und so dick wie eine Salatgurke. Das Tier schlängelt sich zu meinem Entsetzen just unter den Stein, von dem aus ich losschwimmen wollte. Markus ist schon wieder weiter draußen und ich gäbe viel darum, einfach zwei Meter fliegen zu können. Doch meine Angst ist zu groß und ich flüchte mich ins Trockene. Ich könnte heulen vor Wut und Enttäuschung, aber das bringt mich auch nicht weiter. Mittlerweile ist der Wasserspiegel noch einmal gut einen halben Meter gesunken und ich gebe endgültig auf. War wohl nicht mein Tag.

Alles hängt noch so im Geäst, wie wir es zurückgelassen haben. Als Gegenleistung für die Ehrlichkeit der Einheimischen trinken wir eine Kokosnuss beim Souvenirstand und kehren zurück.

### **9. Tag, 25. September 2003**

Nachdem ich gestern über meinen missglückten Schnorchelversuch so frustriert gewesen bin, hat mich Markus gebeten, doch heute nochmals mit Jomo's Boot schnorcheln zu gehen. Er bleibt lieber auf nichtschwankendem Boden und ergibt sich dem süßen Nichtstun.

Die Wellen sind fast verschwunden, aber sehr dichte Wolken lassen keinen Sonnenstrahl durch. An die 11:00 Uhr Auflösung prognostiziert glaubt niemand mehr. Jomo hat die Zeichen der Zeit erkannt und seine Theorie dem Wetter angepasst: „Rainy season is starting now“. Diese gibt weniger Grund zu falscher Hoffnung.

Vier weitere Passagiere kommen mit. Wir beginnen die Schnorcheltour beim Steilabfall „the wall“. Der Fischreichtum hier ist enorm. Wie buntes Laub wirbelt die Strömung die kleinen Schmetterlingsfische über den senkrechten Abgrund herauf ins Licht. Unter ihnen gähnt bloß unheimliches Schwarz. Der Kontrast bringt ihre eigenen Farben umso mehr zur Geltung. Ich bleibe über dem flachen Bereich und wage mich nur kurz über die Wand hinaus. Sofort ergreift mich ein unheimliches Gefühl und packt mich in der Magengrube. Die großen Korallenfächer der Gorgonien verschwinden mit zunehmender Tiefe so schnell im Dunkel, dass der Eindruck entsteht, als ob eine

schwarze undurchdringliche Flüssigkeit von unten nach oben steigt und alles Sichtbare verschlucken würde. Schnell wechsele ich wieder in seichtere Gebiete.

Unsere zweite Station führt uns zu den Mangroven. Endlich kann ich ausgiebig alles abschnorcheln, was mir gestern verwehrt geblieben ist. Die Sonne versteckt sich leider hinter den Wolken und dämpft die Farbenpracht. Dennoch ist es herrlich, sich mit der Strömung der Küste entlang treiben zu lassen, gefolgt vom sicheren Boot. Die Strömung am Riff ist wirklich nicht ungefährlich! Wenn ich etwas genauer betrachten und im Wasser „stehenbleiben“ will, muss ich mit ganzer Kraft schwimmen, bloß um meine Position halten zu können. Von vorwärts kommen gar nicht zu reden!

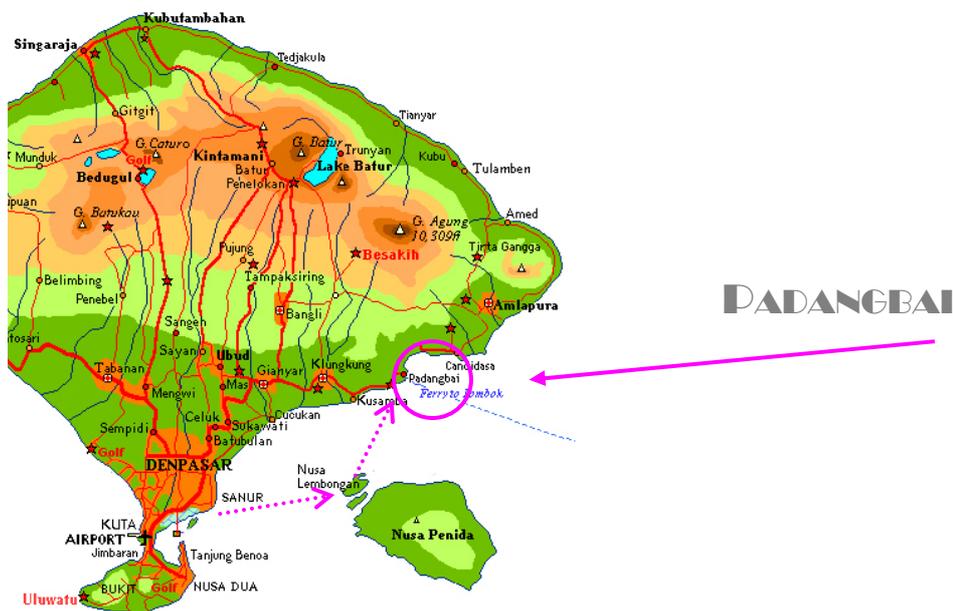
Jomo mahnt für meinen Geschmack viel zu früh zur Rückkehr, mit der Begründung sonst könne er nicht mehr in den Hafen einfahren. Das klingt wie eine blöde Ausrede, bis jetzt konnte man noch immer fahren, auch wenn es manchmal seicht war. So ist es auch diesmal. Die letzten 10 Meter waten wir zum Strand, nachdem das Boot auf Grund gelaufen ist. Das ist normal bei Ebbe.

Ganz aus dem Häuschen berichte ich Markus von meinen Schnorcheleindrücken. Geduldig lässt er die vielfältigsten Fischfarben und Korallenformen auf sich einprasseln und stoppt mich erst, als ich – seiner Meinung nach - wieder von vorne beginnen will. Ich bin überzeugt noch nicht jedes Detail geschildert zu haben!

Als wir zum Abendessen ins Strandrestaurant gehen, bietet sich uns ein seltsamer Anblick: Das Meer ist verschwunden. Die Boote liegen im Trockenen, die Anker ragen aus dem Sand in die Luft. Einige Boote, die offensichtlich zu spät zurückgekommen sind, liegen nun mitten in den Gemüsebeeten der ausgedehnten Seetangfelder, die sonst tief unter Wasser stehen. Weit draußen, wo das Meer entfernt glitzert, kann man die Zacken des Riffs erkennen. Dort brachen sich vorgestern noch riesige Wellen. Ich verstehe das ganze Ebbe und Flutzeugs nicht. Die Surfer sind bereits abgereist.

Wir spazieren trockenen Fußes bis zum Riff hinaus und versuchen gestrandete Seesterne wieder ins Wasser zu befördern. Die großen, braunen Schnecken, die den Salat aus dem Seetang fressen, haben sich in Sand eingerollt – wahrscheinlich um nicht auszutrocknen. Überall erheben sich kleine Sandhaufen und wir wissen kaum, wo wir auftreten sollen, damit wir die verkapselten Schnecken nicht zerquetschen. Als wir das Riff erreichen, deuten uns Muscheln sammelnde Frauen, näher beim Ufer zu bleiben. Sie gestikulieren so wild, dass wir ihnen zuliebe umkehren, lassen uns aber Zeit, Seesterne und Seeigel in den Pfützen zu bestaunen. Plötzlich rauscht es hinter uns und die erste, größere Welle rollt herein. Wir können gerade noch die Kleider hochraffen, da umspült das Wasser bereits unsere Knie und schwappt über den Seetang hinweg Richtung Strand. So wie's aussieht, hatten die Frauen nicht so unrecht und wir sollten schleunigst Land gewinnen.

Die Flut hat das flache Vorland schnell zurückerobert und schon beim Abendessen klatschen wieder kleine Wellen an den Strand und die Boote schaukeln sanft.



### 10. Tag, 26. September 2003

Die Verbindungen mit öffentlichen Booten nach Padangbai auf Bali sind schlecht und zeitraubend. Spaßhalber haben wir Jomo gefragt, ob sein kleines Boot so weit fahren könne. Selbstverständlich, lautete die entrüstete Antwort. Nun prüfen wir den Wahrheitsgehalt seiner Worte und sitzen zusammen mit zwei Franzosen in dem kleinen Kahn und hoffen auf geringen Wellengang. Die Bambusausleger verhindern zwar ein Kippen des Bootes, erzeugen aber Gischtfontänen, sobald sie die Wellen anstecken. Das führt zu regelmäßigen Salzwasserduschen. Solange die See es zulässt, sitzen wir deshalb ganz vorne auf dem Bug, wo uns kaum ein Tropfen erwischen kann. Captain Jomo hat vorsorglich zum Schutz des Gepäcks seitlich am Boot Planen befestigt. Wir kauern uns bald zu unseren Rucksäcken hinter die Duschvorhänge, nachdem große Wellen uns zum Verlassen des Bugs gezwungen haben.

Wir tanzen Richtung Bali und schwappen schließlich auf schaumgekrönten Wellenbrechern in die Hafeneinfahrt von Padangbai.

Dieser Ort ist ein kleines Nest und wahrscheinlich würde kaum jemand hierher kommen, wäre da nicht der einzige Fährhafen für die Schiffsverbindung nach Osten. So herrscht hier reges Treiben, es gibt viele Restaurants und auch gute Unterkünfte. In einem üppigen Garten aus lauter Bananen- und Kokospalmen beziehen wir einen zweistöckigen Bambusbungalow. Das Erdgeschoß bietet eine offene Terrasse mit Sitzgruppe, Tisch und Couch. Sie wird vom Boden der ersten Etage vollständig überdacht. Im hinteren Teil der Terrasse erhebt sich eine Wand mit der Eingangstür. Gleich rechts öffnet sich das Bad mit Dusche und WC und links führt eine steile Holzterrasse in den ersten Stock. Dort befinden sich die Betten samt Moskitonetz,

Deckenventilator, Kästen und ein kleiner Balkon. Das Strohdach wölbt sich im spitzen Bogen über dem knarrenden Holzboden und die Wände sind mit geflochtenen Bambusmatten bespannt. Durch die hölzernen Gitter auf beiden Seiten des Bungalows kann die Luft frei zirkulieren und das schafft bei den herrschenden Temperaturen ein angenehmes Raumklima. Kosten pro Nacht inkl. Frühstück: 7,5 €

Ein idealer Ort, um es einige Tage auszuhalten. Apropos Tage, die stehen mir leider auch bevor und deshalb verschieben wir unsere Abreise nach Lombok, bis ich wieder baden kann, ohne Haie anzulocken.

Nach einer kurzen Ruhepause schlendern wir durch den Ort und setzen uns in ein Strandrestaurant zum Mittagessen. Kaum haben wir Platz genommen, als schon unzählige Händler um unseren Tisch drängen, und uns von Schnitzereien über Uhren, bis hin zu Amulettkettchen und was weiß ich noch was alles anbieten. Irgendwann wird es uns zu bunt und wir verjagen alle, damit wir wenigstens zum Essen Ruhe haben. Da kommt eine Frau mit jeder Menge farbiger Tücher auf dem Kopf vorbei. Ihr Lachen erinnert mich stark an meine Freundin Petra und unwillkürlich lasse ich mein Stoppschild fallen und erwidere ihren freundlichen Blick.

Das hätte ich nicht tun sollen!

Sofort ist sie an unserem Tisch und will uns ein Tuch aufschwätzen. Zum Glück serviert der Kellner das Essen und sie zieht sich abwartend zurück. Nachdem die Teller abgeräumt sind, ist sie wieder da. Klagt über das schlechte Geschäft, weil keine Touristen mehr kommen. („Bankrott“ ist übrigens eines der verbreitetsten Wörter im oftmals bescheidenen Wortschatz der Verkäufer.)

Während die Petra-ähnliche Frau wortgewaltig ihre Ware anpreist, deuten ihre Augen mit schnellen Pupillenbewegungen zum Stapel Tücher auf ihrem Kopf. Ihre Mimik ist so lustig, dass wir anstelle der balancierten Ware nur in ihre verdrehten Augen sehen und lachen müssen. Als sie in unser Lachen einstimmen muss, bekommt der Stapel eine drohende Schräglage, sie greift rasch ein und breitet die Tücher vor uns auf dem Tisch aus. Markus kauft einen farbenfrohen Batikdruck, einfach weil sie so sympathisch ist, die Petra-Frau.

Nach dem Essen besorgen wir uns Ansichtskarten, die Pflicht ruft. Ich sende ein paar Emails nach Hause und an Freunde, bevor wir zum Bungalow zurückkehren. Auf dem Heimweg betrachten wir einen Haufen großer, grauer Fischleiber, die eine blutende Schnittwunde am Schwanzende tragen: Die Flosse fehlt?! Langsam dämmert uns, dass es sich um kleine Haie handelt. Natürlich. Haifischflossen sollen ja eine Delikatesse sein! Der Anblick ist deprimierend. Wird der restliche Fisch auch gegessen, oder dient der schöne Leib nur mehr als Hundefutter für die streunenden Strandkötter?

Zum Abendessen gibt es eine für uns neue vegetarische Spezialität: Bergedel. Das Wort wird ohne die Vokale ausgesprochen, also Brgdl und besteht aus

Kartoffellaibchen, die im Fett herausgebraten werden, einer Portion Reis und einer dicken Gemüsesuppe. Die Kombination erscheint etwas eigenartig, aber Hauptsache ist: „Der Ranzen spannt“.

### **11. Tag, 27. September 2003**

Die Nacht in Padangbai eröffnet eine für uns neuartige Geräuschkulisse: Schiffssirenen.

Die großen Fähren legen alle zwei Stunden in Padangbai an und das Signalhorn ertönt sowohl bei der Einfahrt in den Hafen als auch bei der Ausfahrt. Die Lautstärke kann mit dem Kikeriki unseres Kampfhahnes zum Glück nicht mithalten, ein Umstand der wahrscheinlich weniger von den Dezibel sondern von der Entfernung abhängt. Egal, Hauptsache unsere Nachtruhe wird nicht massiv gestört.

Morgens – frisch ausgeschlafen – erwartet uns das erste wirklich gute Frühstück. Wir können zwischen Waffeltoast mit Eiern und Tomaten oder Omeletts wählen, dazu gibt's einen feinen Fruchtsalat und als kulinarisches Gipfelerlebnis: Knusprige Bananenomeletts mit Honigüberguss! Das graue, geschmacklose Wasser entspricht dem offensichtlich landesüblichen Tee und bildet den einzigen Wermutstropfen.

Den ganzen Vormittag mühen wir uns mit der Korrespondenz ab und Markus quält sich derart, dass ich ihm verspreche, im nächsten Urlaub nicht nur bereits vorgedruckte, selbstklebende Adressetiketten mitzunehmen, sondern auch große Klebmarken mit folgendem Text:

*Hallo daheim! / Liebe Freunde! / Geschätzte Kollegen!  
Uns geht es hier toll / mittel / beschissen.  
Das Wetter ist OK / lässt zu wünschen übrig.  
Das Meer / die Luft ist warm / kalt.  
Schöne Grüße Markus und / oder Martina.*

Nichtzutreffendes ist nur mehr zu streichen.

Denn wie sehr man sich auch Mühe mit dem Text gibt, es interessiert ohnehin keinen der Empfänger. Es geht ja bloß darum, eine Karte zu erhalten, sie könnte ohne weiteres leer sein.

Als ich unsere literarischen Ergüsse zum Post bringe, haut mich der Preis der Briefmarken fast um: 100.000 Rupien! Dafür kann man einen ganzen Tag lang ein Auto mieten plus Versicherung und Benzin. Für 13 sinnlose Postkarten. OK. Das Thema ist in diesem Urlaub erledigt, ich werde zukünftig nur mehr Emails versenden.

Markus packt die Badesachen ein und wir machen einen Ausflug in die nächste kleine Bucht. Wir folgen einem Schotterweg, der einen steilen Hügel überwindet, und rutschen den abschüssigen Pfad zum Strand hinunter. Schneeweißer Sand, fein wie

Mehl breitet sich wie eine zum Schlaf hingestreckte Mondsichel aus, an deren Bauch ein in Türkis- Grün und Blauschattierungen funkelndes Meer leckt. Der Strand wird von schwarzen, senkrechten Lavafelsen eingeschlossen, die von einer dschungelartigen Gardine teilweise verdeckt sind. Kakteen, Luftwurzeln und Lianen versuchen von oben herabhängend in der malerischen Bucht Fuß zu fassen. Sind wir nach unserem Urlaubsgruß-Schreibtrauma vielleicht mit einer dreidimensionalen Postkarte konfrontiert?

Markus erfährt die kalte Realität der Schönheit gleich am eigenen Leib, als er sich mit dem Schnorchel in die Idylle wagt. Das Wasser ist verdammt frisch – gelinde ausgedrückt. Ich muss nicht lange warten, bis Markus von seinem Schnorchelgang zurückkommt und mit bläulichen, zitternden Lippen begeistert über riesige Fische und neue Korallengärten berichtet.

Mit der untergehenden Sonne kehren wir zurück. Die Luft ist von unerklärlichem Pfeifen erfüllt. Es klingt, als ob die Vogelschwärme am Himmel ein Flötenkonzert geben. Aber uns bekanntes Vogelgezwitscher tönt anders!? Wir lauschen dem eigenartigen Geräusch, das sich mit der Flugrichtung und Geschwindigkeit der Vögel verändert. Es entsteht eine auf- und abschwingende Melodie, aus dem Himmel kommend, wie zart flötende Engelsstimmen.

Eigenartig. Nicht einmal im Führer steht etwas über diese Vögel drin.

### **12. Tag, 28. September 2003**

Für den heutigen Tag haben wir uns ein Auto gemietet. Für den kleinen Suzuki Jimny bezahlen wir inkl. Kaskoversicherung umgerechnet ~10 € für 24 Stunden. Treibstoff ist zwar nicht mit eingerechnet, aber das Sprit-Preisniveau ist ebenfalls sehr niedrig. Gleich nach dem Frühstück fahren wir los.

Besser gesagt, Markus fährt und ich sitze als Roadcaptain mit der aufgeschlagenen Karte daneben. Der ungewohnte Linksverkehr ist überraschenderweise leichter zu handhaben, als die herrschenden Vorrangsregeln. Hier gilt offensichtlich, dass jeder nur für das verantwortlich ist, was vor ihm geschieht. Das bringt den großen Vorteil mit sich, dass man einfach, ohne einen einzigen Blick nach hinten zu werfen, in den Verkehr einmünden darf. Egal, ob man gerade irgendwo am Rand geparkt hat und nun weiterfahren will, oder ob man aus einer Seitenstraße heraus auf die Hauptstraße einbiegt. Man muss nur darauf achten, dass sich vorne kein Hindernis in der eigenen Fahrspur befindet. Dieses System macht Rückspiegel komplett überflüssig, dafür funktionierende Hupen nötig. Denn der von hinten kommende Fahrer hat nur die Wahl einer Vollbremsung oder, wenn sich diese nicht mehr ausgeht, eine Ausweichmöglichkeit zu finden. Am besten in die Fahrbahnmitte, denn der Straßengraben ist für das Fußvolk und für Tiere reserviert. Nur leider hat der Gegenverkehr dasselbe Problem und vierspurige Fahrbahnen sind in Bali äußerst selten – und wenn, dann der wahre Horror, weil zwei oder drei Spuren bewegter Fahrzeuge zeitsynchron einem einbiegenden Ochsenkarren ausweichen müssen!

Aber nun zurück zur normalen Fahrbahnbreite: Wenn also nur mehr die Option besteht, das plötzlich frontal aufgetauchte Hindernis umzufahren, wird die Hupe eingesetzt. Das bedeutet für den Vordermann das Signal zur sofortigen Flucht in den Straßengraben, sonst wird er ein paar Sekunden später sowieso dort landen. Was passiert mit den Fußgängern? Beim Hupsignal verschwinden sie in die Büsche, lösen sich in Luft auf – oder? Wir konnten zum Glück nie etwas anderes beobachten. Das System scheint bis auf wenige, tragische Ausnahmen zu funktionieren, ähnlich wie bei unserem Verkehrssystem. Bloß die Umgewöhnungsphase zerrt an unseren Nerven und jagt einen Jahresbedarf an Adrenalin durch unsere Adern.

Wir bevorzugen deshalb die kleinen Nebenstraßen, auf denen unsere Notbremsungen nur mehr den Hühnern, Hunden und Kindern gelten. Bei diesen Verkehrsteilnehmern gilt nämlich auch in Europa die balinesische Vorrangsregelung, weshalb das hiesige System als wesentlich einheitlicher angesehen werden muss. Kein Autofahrer erwartet je von einem Huhn, dass es die Vorfahrt beachtet.

Ich lotse Markus also auf schmalen Asphaltstreifen ins Landesinnere. Wir staunen nicht schlecht, als wir die Ausläufer der ersten Bergkette erreichen und die Fahrbahn weiterhin schnurgeradeaus, ohne eine Kurve den steilen Grat erklimmt. Markus legt den ersten Gang ein und wir kriechen bedenklich langsam nach oben. Der Motor fängt an zu stöhnen und zu ruckeln – mit PS ist dieses Fahrzeug auch nicht gerade gesegnet – aber wir schaffen die erste Steilstufe. Zum Glück mussten wir nie stehenbleiben.

Die Straße bleibt dem Bergrücken treu, zu beiden Seiten steigen grünsaftige Terrassenfelder wieder in die Täler hinab. An den steilsten Stellen der Bergflanke sind diese Felder gerade einmal einen Meter breit, zieht man davon die schmale Lehmagrenzung ab, dann bleibt nur Platz für 5 Reihen Reispflanzen. Das nächste Feld liegt bereits 1 ½ Meter tiefer und ist zu Fuß kaum erreichbar. Hier können beim Umgraben keine Wasserbüffel mehr eingesetzt werden. Das ist reine Knochenarbeit durch menschliche Muskelkraft.

Wir verlassen die künstliche Landschaft und tauchen in üppige tropische Wälder ein. Ein regelrechter Dschungel aus breiten Bananenblättern, hohen Laubbäumen, Würgefeigen, die ganze Baumgruppen unter sich erdrosselt haben, dazwischen Kokospalmen, deren gezackte Fächer wie dunkelgrüne Feuerwerke im Blattwerk explodieren. Bambushaine, höher als zweistöckige Häuser, säumen die Straße, die dadurch zum düsteren Hohlweg wird, wechseln sich mit Riesenfarnen, die an die Zeit der Dinosaurier erinnern. Ab und zu durchsticht der rotbraune Stamm eines mächtigen Regenwaldbaumes, den vier Menschen kaum umspannen könnten, das herrschende Grün.

Dann, wie auf einen Schlag, öffnet sich die Landschaft wieder zur horizontalen Gliederung. Es gibt bloß ebene Flächen, voneinander getrennt durch senkrechte Lehmwälle. Nichts Schräges, Schiefes, oder die Ordnung Durchbrechendes, wie im

Urwald existiert mehr. So sieht die menschliche Welt aus. Die terrassierten Hügel bestehen aus lauter kleinen Teichen, der Reis wurde bereits geerntet und die Felder frisch umgegraben. In manchen finden sich schon wieder neue zarte Reishalme. Im fruchtbaren Klima Balis kann dreimal jährlich die Ernte eingebracht werden.

Das antike Bewässerungssystem ist genial. Von entfernten Flüssen rinnt in den Hauptkanälen das Wasser zu den großen Verteilungsstellen, die zum Teil betoniert und mit Schiebern versehen sind. Dann verzweigt sich das Nass in die Nebenkanäle, kreuzt sich unterwegs zum Teil, es gibt hölzerne Brücken, auf denen das Wasser einen darunter gurgelnden Bach überquert, und immer wieder neue Verästelungen im Lehm. Temporär abgedichtet mit Plastikabfällen, Stoffetzen und sonstigem Müll. Das ist auch eine Art des Recyclings. Alle Bauern sind Mitglieder in einer Wassergenossenschaft, die nach uraltem bewährten Kalender die Zuteilung des kostbaren Wassers auf die jeweiligen Felder regelt. Jeder zahlt eine geringe Abgabe. Mit diesem Geld wird das Bewässerungssystem instand gehalten. Alle Beschlüsse müssen einstimmig gefasst werden, damit gewährleistet ist, dass niemand dem anderen buchstäblich das Wasser abgräbt.

Angesichts des landwirtschaftlichen Erfolges dürfte diese Kooperation gut funktionieren. Die Balinesen wissen auch, dass eine Fruchtfolge eine wirksame Methode ist, den von Natur aus sehr fruchtbaren Lavaboden nicht auszulaugen. Hier sind die Düngemittel nämlich teurer als bei uns. Deshalb wird neben Reis auch Tabak, Chilli, Tomaten, Mais und Erdnüsse angebaut. Manchmal wachsen auch bloß Blumen, die man für die täglichen Opferschälchen braucht.

Als wir auf den schmalen Lehmwänden durch die Felder wandern, entdecken wir plötzlich eine tote Schlange. Ein Einheimischer erzählt uns, dass diese Schlangen, die äußerst giftig sind, nicht sehr oft vorkommen. Eigentlich tauchen sie erst in der Regenzeit auf. Doch der Anblick hat uns vorsichtig gemacht, wir sind ja nur barfuß in den Sandalen unterwegs!

Wir fahren weiter bis nach Muncan, das schon auf der Südseite des hohen Vulkans liegt. Hier stauen sich die Quellwolken und kein Sonnenstrahl kann mehr die dichte graue Wand durchdringen. Wir kehren um und halten nach Norden Richtung Tirta Gangga. Dort soll es die schönsten Terrassenfelder geben.

Das stimmt.

Zumindest haben wir noch nichts Schöneres bis jetzt gesehen. Das Gelände ist relativ flach und fällt vom Fuß des 3200m Vulkans bis zum Meer hin sanft ab und besteht ausschließlich aus Terrassenkulturen. Wir halten bei einem Restaurant in einem üppig tropischen Garten an und essen Mittag. Zwischen zwei Palmen gleich neben dem Tisch lauert eine schwarz-gelbe Spinne in ihrem Netz mit rund einem Meter Durchmesser. Das wunderschön gezeichnete Tier ist entsprechend groß und würde sich mit meiner Hand einschließlich der gespreizten Finger decken. Eigentlich wollten wir uns hier ein Zimmer reservieren, da wir nach der Rückkehr von Lombok ein oder zwei Nächte in Tirta Gangga verbringen wollen. Doch angesichts dieser Haustiere?

Die Vermieterin meint zwar, die gäbe es hier überall, doch ich mache den prachtvollen Garten dafür verantwortlich. Es gibt hier Teiche und kleine Bächlein, Palmen und Orchideen, wer weiß, vielleicht fängt das Monster sogar kleine Kolibris in ihrem Maschendrahtnetz? OK, jetzt habe ich ein wenig übertrieben, aber ich bin kein Freund von Spinnen.

Wir schauen uns nach anderen Unterkünften um und finden ein tolles Zimmer, das in sicherer Lage im ersten Stock über dichte Fenster verfügt. Das Gebäude ist nur von Reisfeldern umgeben, also kaum ein Speisezettel für Riesenspinnen.

Bevor wir zurück nach Padangbai fahren, besuchen wir den Wasserpalast, den irgendein früherer Herrscher des Königreiches Amlapura erbauen ließ. Es gibt in Tirta Gangga mehrere mächtige Quellen, *tirta* bedeutet nämlich Quelle und *gangga* erinnert an den heiligen Fluss Ganges in Indien. Und da die Menschen hier ebenfalls Hindus sind, haben sie kurzerhand die Gangesquelle hierher verlegt. Man kann in diesem großen Park, der aus zahlreichen Pools, Springbrunnen und Bassins besteht, auch baden. Doch das Wasser ist saukalt und ich würde mir ziemlich blöd vorkommen, da zwischen den Besuchern des Parks im Bikini rumzuhüpfen. Aber das Badevergnügen in den „Gangesquellen“ soll eine regelrechte Touristenattraktion sein. Es gibt sogar Umkleidekabinen! Wir beschränken uns auf ein paar Fotos und kehren über Amlapura nach Padangbai zurück.

Auf der Strecke liegt Candidasa, ein bekannter Touristenort, der allerdings nichts zu bieten hat, außer Unterkünften, Restaurants und einem Bankomat, der mir sehr gelegen kommt. Der Strand von Candidasa ist dem Meer zum Opfer gefallen, als der Bauboom das Material des vorgelagerten, schützenden Riffs zum Errichten der Hotels benötigte. Kaum waren die Resorts einzugsbereit, verschwand der Strand. Seltsamerweise aber nicht die Touristen. Die liegen jetzt auf den paar Quadratmetern eigens mit Lkws herantransportiertem Sand zwischen großen Betonmauern – aber das steht halt nicht so genau im Prospekt unserer Reisebüros drin. Und wahrscheinlich müsste eine Mindestfläche eines „Strandes“ erst definiert werden....

Noch vor Sonnenuntergang treffen wir in Padangbai ein. Die seltsame Klangwolke der pfeifenden Vögel liegt über dem Dorf. Endlich klärt uns ein Einheimischer das Phänomen auf: Es sind Brieftauben, denen man kleine Flöten ans Gefieder gebunden hat. Sie dürfen am Abend eine Zeitlang frei umherfliegen und kehren bei einsetzender Dunkelheit wieder zu ihrem Schlag zurück. Also doch keine abartigen Nachtigallen.

### **13. Tag, 29. September 2003**

Unser Bungalow ist exakt in Westost-Achse ausgerichtet. Dadurch scheint uns jeden Morgen die noch orangerote Sonnenscheibe ins Gesicht, bevor sie in das dichte Laubwerk der Bananenpalmen aufsteigt und nur mehr mit schattigen Fingern über unser Moskitonetz streift. Ein herrliches Erwachen. Wir lassen uns Zeit, bis es unter

dem Strohdach zu heiß wird und frühstücken im noch kühlen Garten auf unserer Veranda.

Später finden wir uns in der Lagune ein und wechseln uns beim Schnorcheln ab. Der Fisch- und auch der Korallenreichtum sind hier im relativ kalten Wasser enorm. Mittlerweile haben wir – in Unkenntnis der richtigen Namen – den Tieren unsere eigenen Bezeichnungen gegeben. So können wir uns leichter über die Arten und Auffälligkeiten der Fische unterhalten. Einen unserer Lieblinge nennen wir Puderdose. In den Gewässern um Lembongan entdeckten diesen Fisch, der die Form einer kleinen, rechteckigen Schachtel besitzt und dessen Oberseite dunkelblau mit unzähligen goldenen Tupfen übersät ist – wie ein Nachthimmel. Die Seiten der schwimmenden Dose sind ebenfalls gepunktet, doch am eindrucksvollsten sind die großen Augen mit dicken, hellorange leuchtenden Augenbrauen. Dieser Fisch ähnelt einem edlen Schmuckkästchen und daraus wurde dann über verschlungene Assoziationen eine Puderdose. Hier in Padangbai gibt es neben den scheuen Dosen einen ganz besonders schönen „Steinbeißer“. Das ist ein relativ großer Fisch (60 – 80 cm), der wunderschön gezeichnet ist. Jede seiner Schuppen ist in gelben, grauen und schwarzen Linien nachgezeichnet, auch das Gesicht ist sehr fein gemustert. Ich schwimme einmal so knapp über ihm, dass ich sogar seine „karierten“ Liddeckel bewundern kann. Er beißt unterdessen große Zweige von Steinkorallen ab und zermalmt sie knirschend zwischen den Zähnen. Dann neigt er sich zur Seite, verdreht sein rechtes Auge so, dass er mich gut ins Visier bekommt und schwimmt – immer noch in Schräglage - schnell davon. Später erfahren wir, dass er Titan- oder Riesendruckerfisch genannt wird, der mit seinem kräftigen Gebiss einem Menschen ziemliche Blessuren zufügen kann. Aber wir sind noch völlig unbefangen und ahnungslos und nähern uns jedem Tier, so nah es uns an sich heranlässt.

Die meisten sind sogar recht zutraulich und wenn man ruhig im Wasser liegt, kommen sie interessiert und neugierig direkt vor die Taucherbrille und lassen sich fast angreifen. Das nützen wahrscheinlich auch die Einheimischen, die mit ihren Harpunen bereits einige Fische erlegt haben und sie am Strand über einem kleinen Lagerfeuer braten. Oder besser gesagt: Verkohlen. Denn sie halten die Tiere nicht ÜBER die Flammen, sondern direkt hinein, bis nur mehr flache, schwarze Scheiben auf ihren Spießen stecken. Eine Einladung zum Mitessen lehnen wir dankbar ab.

Wir beenden unseren Badeausflug, nachdem der Sonnenbrand und der Hunger in etwa gleich groß geworden sind. Obwohl wir uns mit einem Sonnenblocker einschmieren, nur im Schatten sitzen und zum Schwimmen noch ein T-Shirt anziehen, ist die Belastung durch die Sonne immer noch sehr groß.

Ich möchte gar nicht wissen, wie es dem armen, dummen Schweden ergangen ist, der zu Mittag an den Strand kam, sich in die pralle Sonne legte und mehr blendete als der makellos weiße Sand ringsum. Nach einer Stunde bat er uns um Sonnencreme, weil er seine im Hotel vergessen hätte. Auf unseren entsetzten Blick hin fragte er unsicher, ob die Sonne hier denn gefährlich sei? Er sei soeben erst angekommen ... Zu diesem Zeitpunkt stand die Sonne direkt im Zenit wir konnten unseren Schatten mit den Fußsohlen abdecken.



## LOMBOK – SENGGIGI



### 14. Tag, 30. September 2003

Ich liege wach im Bett und warte auf den Sonnenaufgang. Doch irgendetwas ist anders. Es bleibt dunkel, obwohl die Uhr bereits 6:30 Uhr zeigt. Ein seltsames Geräusch, das mir dennoch bekannt vorkommt, dringt herein und dazu ein Geruch nach feuchtem Staub. Genau, es regnet! Nein besser, es schüttet! Das Strohdach dämpft den Aufprall der großen Tropfen, aber der Wind klappert ungestüm mit den schweren Blättern der Bananenpalmen. Zum Glück ist der Bungalow dicht!

Auf dem Weg zum Hafen nieselt es nur mehr leicht, aber die Wolken hängen düster und bedrohlich tief über dem Meer. Die große Fähre nach Lombok wird bereits beladen. Wir haben schon einige dieser Fährschiffe in den letzten Tagen beobachtet, aber dieser Kahn ist der Grindigste, den wir bislang gesehen haben. Rostig, verbeult und erschreckend alt. Markus bewertet diese Zeichen der Zeit überraschend positiv, sind sie doch der eindeutige Beweis, dass diese Fähre schon lange Zeit auf dem Meer zugebracht und viel überstanden hat. „Das Ding ist bis jetzt noch nicht abgesoffen“, versucht mich Markus zu überzeugen, „ein neues Schiff muss sich erst bewähren.“ Na ja, ich sehe das etwas anders, bis ich die tragische Geschichte des Fährunglücks vor zwei Wochen höre, bei dem viele Menschen ertrunken sind. Damals handelte sich um ein neues Schiff. „Siehst du, ich hab' Recht“, meint Markus dazu und verzichtet bescheiden auf das Anhängsel „wie immer“. Obwohl diese Fähre nach einer Kollision mit einem Korallenriff gesunken war, oder irgendwas nicht ganz dicht war? Es kursieren die unterschiedlichsten Versionen über den Untergang. Wir haben ohnehin keine andere Wahl und gehen an Bord.

Bald darauf stürmen unzählige Verkäufer mit Essensangeboten das Deck. Sie wollen uns weismachen, dass wir die nächsten 6 oder 7 Stunden nichts zum Beißen bekämen und wir die Lunchpakete unbedingt zum Überleben brauchen. Wir lassen sie alle mit dem Hinweis abblitzen, dass die Fahrtzeit nur 4 - 5 Stunden betrage und wir uns bereits mit Keksen eingedeckt haben. Reis, Brote, Bananen und allerlei Snacks werden uns dennoch zigmal unter die Nase gehalten, jedesmal einige Rupien preiswerter (so schnell reagiert der freie Markt!).

Es heult die Schiffssirene und die Motoren stampfen auf. Die Verkäufer befinden sich noch immer am Oberdeck und versuchen verzweifelt ihre Waren anzubringen. Nun

werden sie sogar wütend, wenn man nichts will. Die Zugbrücke wird kettenrasselnd eingeholt und in letzter Sekunde rennen die Händler über die inzwischen steile Rampe und springen auf den Pier. Manche klettern über die Bordwand und retten sich an den Steg, weil die Zugbrücke bereits senkrecht steht. Doch alle scheinen es rechtzeitig geschafft zu haben. Noch vom Hafengebäude aus strecken sie die Wasserflaschen und die Brötchen Richtung Schiff und als wir jetzt hinübrufen, dass wir Proviant kaufen wollen, bricht ein verzweifertes Gerangel aus. Ein paar verrückte Händler versuchen doch tatsächlich, noch einmal auf das bereits fahrende Schiff zu springen, aber das Personal verhindert dies zum Glück. War ja nur ein Schmäh!

Es ist nicht einfach, sich auf dem zugigen Oberdeck ein gemütliches Plätzchen zu schaffen. Der feine Nieselregen dringt mit seiner klammen Feuchte durch die Kleidung. Wir frieren (zum ersten Mal in diesem Urlaub) und holen unsere dicken Jacken und Regenmäntel hervor. Wie bunte Zelte hocken wir im zunehmenden Wind. Mit uns befindet sich eine Gruppe junger Polizisten aus Lombok an Deck, die von einer Ausbildung auf Bali nun nach Hause zurückkehren. Sie sind mit Motorrädern unterwegs. Von der Dynamik des Windes haben sie offensichtlich keine Ahnung und kennen nicht den Unterschied zwischen Luv und Lee. Mitten im ärgsten Windkanal zwischen den Rettungsbooten und den Kabinen versuchen sie sich mit allem Möglichen vor dem Sturm zu schützen. Einer setzt sich den Sturzhelm auf und schließt das Visier, während sich ein anderer in die losen Blätter einer Zeitung einwickelt, die wild an Deck herumwirbeln. Ich greife mir eine Doppelseite, die an mein Stuhlbein gepresst und gefangen gehalten wird. Sie ist übersät mit Sexannocen, unschwer zu erkennen an der Gestaltung der Bilder, die zwar nur Frauenportraits mit Kopftüchern zeigen, allerdings mit lasziv geöffneten Lippen in ein Handy hauchend. Im Hintergrund lauert ein Mann mit heißentflammtem Begehren im Blick. In fetten Ziffern weist eine Telefonnummer den Zugang zum Glück. Der indonesische Text darunter ist wahrscheinlich genauso uninteressant wie überall auf der Welt. Bloß die raffinierte Bildersprache zählt und die verstehe sogar ich als Ausländerin. Telefonsex gibt es also auch auf Lombok, einer zu 95% moslemischen Insel.

Mir ist langweilig, weil die Küste und überhaupt alles in ein einheitliches, konturloses Grau versunken ist, und so sehe ich mir die Kommandobrücke von außen an. Gelaungweilte Typen in Uniformen lungern darin herum oder starren aufs Meer hinaus. Mein am Fenster aufgetauchtes Gesicht durchbricht die hier herrschende Tristesse und ich werde gebeten einzutreten. Sie setzen mich neben den Kapitän auf eine Art Barhocker, dessen braunes Lederimitat noch immer mit dünner Plastiksutzfolie überzogen ist. Vor mir ticken unzählige Armaturen und leuchten interessante Schaltknöpfe. Als ich den Kapitän nach den Funktionen der Instrumente befragen will, stellt sich heraus, dass der kein Wort Englisch versteht und nur knallrot anläuft. Sehr zum Gaudium der übrigen Crewmitglieder, die sich wie pubertierende Teenager benehmen. Einer der Anwesenden übernimmt schließlich die Konversation und beginnt mit den üblichen Fragen nach dem Woher und dem Wohin. Doch der Teufel

steckt in der Gewohnheit dieser Phrasen. Denn als er mich fragt: „Do you go to Lombok?“, merkt er selbst gar nicht, wie blöd sich diese Frage auf der Fähre nach Lombok ausnimmt. Meine Antwort lautet deshalb: „It's only up to you!“, und alle brechen in schallendes Gelächter aus. Bald hat sich der englische Wortschatz der Crew erschöpft und ich kehre nach der Frage, ob ich noch ledig sei, lieber aufs stürmische Deck zurück.

Vor uns liegt eine schwarze Wolkenwand auf dem Meer, dessen Oberfläche zunehmend nervöser wird. Regenschauer peitschen den Wellen eine Gänsehaut und heftige Böen lassen ihre Kämme anschwellen und weiß aufschäumen. Die Fähre ächzt und schlingert in die tiefen Wellentäler. Wir hören, wie die Fahrt gedrosselt wird und richten den Blick aufs Meer, um die Übelkeit in Zaum zu halten. Das Regenwasser bildet große Pfützen und schwappt mit jedem Kippen des Schiffs quer über Deck. Die Zeitungen kleben am Boden. Uns ist kalt.

Nusa Penida, die große Nachbarinsel von Lembongan, gleitet schemenhaft an uns vorbei. Nach zwei Stunden Fahrt haben wir endlich das Zentrum des Tiefdruckwirbels durchquert und der Regen lässt nach. Der schwarze Vorhang fällt hinter uns herab und entzieht Bali unseren Blicken. Drei Stunden später erreichen wir die Hafeneinfahrt von Lembar. Endlose Palmenstrände haben uns die letzte Stunde begleitet, meist waren Kühe die einzigen Lebewesen am Ufer. Ab und zu ein paar vereinzelt Hütten, sonst konnten wir vom Schiff, das Kurs parallel zur Küste hielt, nichts ausmachen. Nach Touristen sah es jedenfalls nicht aus.

Der Hafen von Lembar ist ein langer, gewundener Schlauch mit einem einzigen Landesteg. Zwei große Fähren liegen bereits vor Anker und warten auf ihre Abfertigung. Kaum 100 Meter Luftlinie vom Festland rasselt unsere Ankerkette in den Grund und macht uns zu Gefangenen. Es vergehen keine 5 Minuten, bis die ersten Händler mit Kartoffelchips und Süßigkeiten an Bord klettern. Wir wollen nichts kaufen, sondern mit ihnen ans Ufer fahren! Sie lehnen vehement ab. Zu gefährlich scheint ihnen der Einstieg in die winzigen Kähne, die sich in der starken Strömung kaum am Schiffsrumpf halten können. Einer der Einheimischen fällt selbst fast ins Wasser. Da wir unser ganzes Gepäck dabei haben, schlagen wir uns den Gedanken an einen solchen Landgang endgültig aus dem Kopf und warten.

Warten.

Und warten.

Es dauert eineinhalb Stunden, bis wir endlich an die Reihe sind!

Aber dann stehen wir in der ersten Reihe der drängenden Menschen, die zusammen mit der Zugbrücke auf den Steg hinunterklappen. Warten, bis die Zugbrücke angelegt hat, ist sicherlich gefährlicher, denn hinter uns heulen schon die Motoren der Fahrzeuge bedrohlich auf. Wer dann nicht rechtzeitig Boden gewinnt, wird überrollt. So hört es sich zumindest an.

Unser vorbestelltes Taxi ist zum Glück noch da, der Fahrer ist das Warten wahrscheinlich gewohnt. Unser heutiges Ziel ist Senggigi, rund 40 km nördlich von Lembar gelegen. Wir genießen die erstaunlich gemütliche Fahrt. Einerseits haben wir einen Langsamfahrer als Chauffeur erwischt, andererseits ist das Verkehrsaufkommen deutlich geringer als in Bali. Ebenso ungewohnt sind die vielen Kuppeln der Moscheen, die zwischen den Kokospalmen hervorleuchten. Ansonsten dominieren Reisfelder die Landschaft.

Kurz vor Senggigi biegt unser Auto plötzlich ab und wir halten mitten in einer Hotelanlage an. Endstation heißt es. Das Fahrzeug gehöre zu diesem Ressort. Wir wollen jedoch rund 7 km weiter in den Norden der Stadt, weil es dort schöner zum Schnorcheln sein soll. Nach einer Unterredung mit dem Hotelmanager und einem Aufpreis werden wir schließlich widerwillig an unser Wunschziel, den Windy Cottages gebracht. Der Chauffeur, der uns während der Fahrt überreden will wieder umzukehren, hat schon recht, das Windy ist wirklich das allerletzte Hotel im Norden der langgezogenen Stadt. Im Niemandsland genaugenommen. Wir steigen aus und irren in der weiten Gartenanlage umher. Das Windy scheint ausgestorben zu sein. Plötzlich taucht ein kleingewachsener Mann auf, der sich als Manager zu erkennen gibt. Er zeigt uns sämtliche Cottages, die auf uns den Eindruck machen, als hätten sie schon lange keine Touristen mehr beherbergt. Doch er schwärmt von ausgebuchten Wochen und soeben abgereisten Gruppen. Dabei sieht er so traurig aus, wie seine spinnwebverhangenen Bungalows. Die Anlage ist sehr schön und die Unterkünfte tadellos, aber die melancholische Stimmung eines Friedhofes liegt darüber. Derzeit hausen zwei Deutsche hier, versichert uns der Manager, um unsere Zweifel zu zerstreuen. Was tun? Wir entschließen uns zu bleiben und schicken das Auto fort. Wo sollen wir auch sonst hin, Senggigi wirkte bei der Durchfahrt ebenfalls wie eine Geisterstadt. Menschenleer.

Wir beziehen den besten Bungalow mit einem Heißwasserboiler, um den wir nach der kalten Überfahrt recht froh sind. Mittlerweile dämmt der Abend. Von unserem neuen Heim ist es bloß ein kleines Stück durch den mit spärlichen Glühbirnen beleuchteten Garten bis zum Strand. Wir stehen im Mondschein am Ende einer kilometerlangen Bucht, deren untertags goldfarbener Sandstreifen nun das Mondlicht silbrig reflektiert. Der Wind zaust in den Kokospalmen hinter uns und wir hören die schweren Äste mit Getöse auf den Boden krachen. „Darum gibt es hier so wenig Touristen“, kommentiert Markus den Lärm trocken, „sind alle erschlagen worden“. Vorsichtig nach oben in die Baumkronen spähend huschen wir in unser Geisterhotel zurück. Die heiße Dusche wärmt meine düsteren Gedanken etwas auf und Hunger stellt sich ein. Mit Hilfe einer Taschenlampe (be)suchen wir das Restaurant. Der Manager knipst sogleich ein paar Lichter an, die zumindest unseren Platz erhellen. Die restlichen Tische versinken im Dunkeln und die bedrückende Stimmung schleicht erneut durch den Garten. Nach ein paar hektischen Telefonaten des Managers, werde ich das Gefühl nicht los, dass der Koch soeben neu angestellt worden ist. Aus dem düsteren Garten tauchen plötzlich die zwei Deutschen auf und es ist das erste Mal, dass ich mich über unsere Nachbarn

freue. Sie reden zwar kein Wort mit uns, aber wenigstens leben noch andere Menschen hier!

Das Essen ist überraschend gut, doch mich bedrückt diese gespenstische Leere, die wir paar Touristen niemals mit Leben ausfüllen können. Unsere Rucksäcke bleiben gepackt, nur das Nötigste haben wir herausgenommen, als ob eine baldige Abreise bevorstünde.

Die beklemmende Einsamkeit lässt mich das „Gute Nacht“ flüstern. Der Wind heult laut auf, wenn er an unserem Dach rüttelt. Ich liege unter unserem Moskitonetz und lausche den Rufen der großen Geckos, die unheimlich im gemauerten Raum unseres Erdgeschosses widerhallen. Das Bett steht im ersten Stock auf einem Holzboden, der bei der kleinsten Bewegung verärgert knarrt.

Markus schläft schon tief, während ich in die schwarze Nacht starre.

### **15. Tag, 1. Oktober 2003**

Morgens nieselt es und der Wind tobt unvermindert um den Bungalow und rüttelt an den Palmen. Lange Zeit wage ich mich nicht unter dem schützenden Moskitonetz hervor. Erst leuchte ich den dunklen Bretterboden ab, bevor ich einen Fuß darauf setze. Fremd und vorsichtig bewege ich mich im neuen Heim, stets darauf gefasst, plötzlich etwas Schreckliches zu entdecken. Es ist dieselbe irrationale Angst wie in Kindertagen, wo man unter dem Bett ein Skelett vermutete. Ich luge in jedes Eck und spähe sogar hinter die großen, schweren Bilderrahmen, aber ich finde nicht einmal Ungeziefer.

Wir erscheinen spät zum Frühstück und es herrscht überraschend rege Betriebsamkeit. Personal schwirrt mit Staubwedel, die aus lauter echten, bunten Vogelfedern bestehen, zwischen den Tischen umher. Die Deutschen sind abgereist, nun sind wir wirklich die einzigen Gäste hier. Zusammen mit unserem Frühstück kommen zwei Katzen aus der riesigen, weißgekachelten Küche und folgen dem Kellner miauend bis an unseren Tisch. Die Tiere haben einen seltsam verkrüppelten Schwanz, der aussieht, als hätte man in seiner Mitte einen Knoten gemacht und danach das überstehende Ende abgeschnitten. Der Kellner versucht uns zu beruhigen und behauptet, dieser Knoten sei angeboren. Es stimmt, wir haben bereits einige solcher Katzen gesehen, aber recht eigenartig kommt es uns schon vor. Es gibt Gerüchte, dass Katzenschwänze eine Delikatesse in China seien. Wer weiß, welche Vorlieben Indonesier haben? Diese zwei Tiere hier haben zudem runde Pupillen. Das würde für eine eigene Rasse sprechen, aber ansonsten sind es ganz normale Katzen. Sie miauen und fauchen, sobald ein Stückchen Spiegelei auf dem Boden landet und in Sekundenschnelle in einem der gierigen Rachen verschwindet. Eine Katze lässt sich bereitwillig auf den Schoß nehmen und schnurrt laut vor sich hin während sie mir die Krallen in rhythmischen Abständen durch den dünnen Rock in die Oberschenkel piekst.

Langsam gewöhne ich mich an diesen Ort und die hervorblinzelnde Sonne vertreibt die düsteren Farben mit einem Schlag.

Der Sturm der vergangenen Nacht hat den prachtvollen Kokospalmenhain ordentlich zerzaust, der Boden ist von den zentnerschweren abgebrochenen Ästen übersät. Vorne am Strand legen wir unsere Picknickdecke in den warmen Sand und erkunden die Unterwasserwelt mit dem Schnorchel. Es gibt nur wenige Korallenstöcke, die durch enge und steile Minischluchten voneinander getrennt sind. In diesen kleinen Meerestälern sammeln sich die schönsten Fische, geschützt von der Strömung naschen sie von den korallenbewachsenen Wänden ringsum. Der Boden ist mit hellem Sand bedeckt, der durch den Seegang lauter gleichförmige Rippen aufgeworfen hat. Der schwarze Lavasand, der leichter als der Goldsand ist, liegt wie ein feiner Pinselstrich auf den Kämmen dieser Sanddünen und verstärkt elegant die gestreifte Kontur dieser Wasserwelt. Zwischen den Sandrippen laichen große Einhornfische, die sich im seichten, sonnendurchfluteten Wasser wunderbar beobachten lassen. Erst wenn man so nahe kommt, dass man die halbmeterlangen Fische fast berühren kann, nehmen sie Reißaus. Ihr daumenlanges Horn auf der Stirn steht in merkwürdigem Kontrast zu den großen ängstlichen Augen und wirkt nicht sehr bedrohlich.

Der Wind hat zwischenzeitlich zugenommen und die heftigen Böen schmerzen auf der nackten Haut, als ob wir einem Sandstrahlgebläse ausgesetzt wären. Wahrscheinlich entsteht im Lee des Vulkans Rinjani mit seinen 3700 m Höhe ein Föhnneffekt. Das hat zwar den Vorteil, dass es bei uns nicht regnet, aber der Sturm vergällt uns den Strandaufenthalt. Wir flüchten ins einigermaßen windstille Restaurant und verbringen dort den Rest des Tages mit Kartenspiel, lesen und Kekse essen.

Erst der Sonnenuntergang lockt uns wieder an den Strand. Ein unglaublich warmes Licht liegt seidenweich auf dem Wasser und das Meer hebt und senkt sich langsamer als sonst, als wäre es aus zähem Honig. Wir spazieren am einsamen Strand entlang und beobachten kleine weiße Krebse, die flugs aus ihren Sandlöchern kriechen und dann in einem irren Tempo zum Wasser hinunterrennen. Vor der Welle ducken sie sich in den nassen Sand, sodass nur mehr ihre Fühleraugen sichtbar sind. Wenn das weißschäumende Wasser wieder abrinnt, klappen sie ihre Krabbenbeine auf und sausen in Windeseile seitlich davon. Leider sind sie unglaublich scheu und ich verbringe einige Zeit mit Warten, um so ein Tier aus der Nähe betrachten zu können. Geduldig (aber vergebens) hocke ich im Sand wie eine Katze vor dem Mausloch. Einmal hatte sich ein Krebslein selbst in unserer Taucherbrille gefangen. Es kam die Gummiwände nicht mehr hoch und war auf dem Glas sitzend eingesperrt. Da konnte ich das kleine, höchstens 2 cm große Ding ungestört von unten und von oben betrachten, bevor ich es wieder freiließ.

Die Sonne hat sich jetzt in ihrem absteigenden Bogen auf den Gipfel des Balivulkanes gespießt. Es ist ja kaum zu glauben, dass man Urlaub auf Inseln macht, und trotzdem nie die Sonne im Meer versinken sieht. In Bali wohnten wir an der Ostküste (falsche Seite für Sonnenuntergang), in Lembongan zwar auf der Westküste, aber da war die Insel Bali im Weg, so wie hier. Mittlerweile ist nur mehr die Silhouette des Vulkans zu sehen, der gleich einem gigantischen Kegel in den violetten Himmel ragt. Seine Flanken stecken in grauen Bauschwolken, darunter liegt dunkel das Hügelland Balis. Von seiner Basis getrennt, reckt sich das Dreieck des Berges immer weiter in den Himmel hinauf, bis an seiner Spitze ein erster Stern erglimmt.

„Eher ein Satellit“, stellt Markus unromantisch fest, da sich der Leuchtpunkt recht schnell übers Firmament bewegt. Das Meer glänzt öligschwarz wie Teer und die mit kleinen Booten im Wasser planschenden Kinder sind verschwunden. Zwischen den Palmen leuchten uns schwache Glühbirnen den Weg zu unserem Bungalow.

### **16. Tag, 2. Oktober 2003**

Ein strahlend blauer Morgen begrüßt uns. Die zwei Hausgänse waren leider früher wach und haben vor Freude über das Wetter ein solches Spektakel veranstaltet, dass wir ihnen unsere Martini-Tradition an den langen Hals gewünscht haben! Wir sind doch am Meer und machen nicht Urlaub auf einem Bauernhof!?

Markus ist schon mit dem Schnorchel im Wasser, als vom Bergland her zerrissene Wolkenfetzen den Himmel überziehen. Ich kann noch die letzten paar Sonnenstrahlen nutzen, dann brechen wir das Fischeschauen ab und fahren in die Stadt.

An der Straße stoppen wir per Handzeichen ein Bemo, eine Art Minibus, der seinen Namen wirklich verdient hat. Durch die offene Rückwand des Wagens kann man (den Kopf einziehend) einsteigen und es sich auf den seitlich angebrachten Sitzbänken bequem machen. Sofern dies nicht bereits 10 Menschen vor einem taten. Als einheitlicher Fahrpreis auf kurzen Strecken gilt 1000 Rupien pro Person. Wo die Grenze zwischen kurzen und langen Fahrstrecken liegt, haben wir nie herausgefunden.

Das Bemo nimmt jeden Menschen mit. Selbst wenn der nicht will. Wir wurden mehrfach Zeugen von der sagenhaften Überredungskunst der Fahrer, die einfach bei ahnungslosen Personen am Straßenrand anhalten und solange auf sie einreden, bis wenigstens eine von ihnen widerwillig einsteigt und mitfährt. Auch wenn dieser Mensch zuvor in die andere Richtung gegangen war. Bei uns würde das unter den Begriff Nötigung fallen. Nicht einmal die Straßenseite des Gegenverkehrs bietet Schutz vor passagierwütigen Fahrern. Wer sich zu Fuß bewegt, oder auch nur herumsteht macht sich als potentieller Kunde verdächtig.

Wer einmal im Bemo drinnen ist, hat nun das weitaus größere Problem am gewünschten Ort wieder herauszukommen. Als Stoppsignal an den Fahrer reicht lautes Klopfen oder Rufen. Doch woher weiß man, ob schon Zeit zum Aussteigen ist, wenn man keine Ahnung hat, wo man sich zur Zeit befindet? Die winzigen Fenster

sind entweder durch drängende Menschen verdeckt oder so undurchsichtig, dass eine Orientierung schwerfällt. Wir haben uns deshalb angewöhnt, vorne neben dem Fahrer Platz zu nehmen.

Auf der Fahrt nach Senggigi sind wir jedoch allein. In Senggigi auch. Das Wenige, das zum Verkauf angeboten wird, sind die Geschäftslokale selbst. Die gesamte Tourismusbranche ist zusammengebrochen. Leere Hotels, ausgeräumte Restaurants und blinde Schaufenster erinnern an bessere Zeiten. Wenigstens im Bankomat steckt etwas Leben und er spuckt unter animalischen Geräuschen zwei Millionen Rupien in 20.000er Scheinen aus. Wir stopfen die vielen Geldbündel in den Rucksack und fühlen uns wie Bankräuber in dieser Geisterstadt. In den Strandhotels ist ein bisschen mehr los. Der deutsche Jan lässt sich von zwei Frauen die Hände und Füße maniküren, während eine dritte Lombokschönheit eine Mango schält und ihm die Bissen zwischen die Lippen schiebt. Ich finde den Anblick der Szene ekelhaft, aber Devisen ermöglichen einem schmierigen Typen wie Jan, einmal im Mittelpunkt des Fraueninteresses zu stehen.

Die Einheimischen sind froh um jede Rupie und erfinderisch im Geschäftemachen. Neben Pflege- und Massagediensten werden vor allem indonesische Souvenirs angeboten. Imitate von teuren Uhren, wie Rolex oder Breitling, sind um Spottpreise zu haben. Zwei Tage lang lief ich stolz mit einer gefälschten Calvin Klein Armbanduhr herum, bis sie ihre Zeiger nicht mehr von 7:35 Uhr losreißen konnte. Ich bin deshalb nicht gewillt, erneut so ein Glump zu kaufen. Mein Desinteresse reizt die Händler und sie unterbieten sich gegenseitig, schließlich könnte ich zwei Uhren um umgerechnet 3 € stehen. Mit Ersatzbatterie! Jetzt reut mich im Nachhinein, dass ich in Padangbai das Fünffache bezahlt hatte! Mit der Zeit hat sich unser Preisgefühl etwas akklimatisiert und das Feilschen beginnt Spaß zu machen. Einem Perlenkettenhändler handeln wir sein schönstes Exemplar aus Salzwasserperlen in zwei Tagen von 25 € auf 7 € herunter. Der Geschäftsabschluss ist unausweichlich. Man darf nicht Handeln ohne echte Kaufabsichten, das ist gegen die Spielregeln. Und so trage ich eben eine Perlenkette (die ich nie brauchte) neben einer kaputten Calvin Klein Uhr (die nie richtig ging). Aber schön sind sie, alle beide!

Nach einem verregnetem Mittagessen, bei dem wir unsere Spaghetti vor den Wassermassen unter ein schützendes Dach retten mussten, stehen wir nun auf dem Gehsteig und warten auf ein Bemo. Ein leises Wimmern dringt an unser Ohr. Wir lauschen dem verebbenden Ton und schauen uns fragend an. Da schwillt das Wimmern zu einem herzerreißenden Heulen an, das am Ende im eigenen Schmerz zu ersticken droht. Es rinnt uns kalt über den Rücken, mein Gott, was ist das?!

Wir blicken uns um und entdecken im Straßengraben zwischen Müll und Plastiksäcken einen ganz jungen Hund. Er ist mit Schwären bedeckt und Ameisen machen sich an den Wundrändern zu schaffen. Der kleine Körper ist abgezehrt und kraftlos. Nur mit letzter Anstrengung hält der Hund den Kopf in die Höhe und klagt die Welt an. Er ist blind. Seine Augen sind vollständig vom Eiter verkrustet, sodass er sie

nicht mehr öffnen kann. Der Hund dreht den Kopf ein wenig in unsere Richtung, als er unsere Stimmen vernimmt und setzt erneut zu seinem Wehklagen an. Mir schnürt es die Kehle zusammen. Das arme Tier liegt im Sterben, doch sein Leiden kann noch einige Tage dauern! Wahrscheinlich ist seine Mutter überfahren worden und seitdem liegt er hilflos und blind im Straßengraben. Man müsste ihn erschlagen, damit er schneller vom Tod erlöst wird. Doch weder Markus noch ich sind dazu imstande. Aber einfach nichts tun und Weitergehen ist auch unmöglich!

Etwa 50 Meter weiter habe ich ein Hinweisschild „Arzt“ gesehen. Vielleicht kann ein Doktor dem Hund eine tödliche Injektion geben? Wir folgen dem Schild und gelangen zu einem imposanten Hotelressort. Ja früher einmal hätte es einen Arzt für die Hotelgäste gegeben, doch jetzt ist niemand mehr da, gibt uns der Securitymann Auskunft. Tierarzt ordiniert ohnehin nur ein einziger auf Lombok in der Hauptstadt Mataram. Wir schauen so betrübt drein, dass ein Taxifahrer mit den mitfühlenden Worten: „Can I help you?“, auf uns zu kommt. Entsetzt schlägt er die Hände über dem Kopf zusammen, als wir ihn fragen, ob er einen Hund erschlagen könne. „For heavens sake, me not!“ Aber sein Freund, vielleicht.

Wir lassen dem Freund ausrichten, dass wir bereit sind, 50.000 Rupien zu zahlen, wenn er den Hund schnell und möglichst schmerzfrei umbringt. Der Taxifahrer verschwindet aufgeregt und kehrt alsbald mit seinem Freund zurück. Wir wollen ihm erklären, wo das arme Tier zu finden ist, doch unser „Auftragsmörder“ winkt ab, er weiß Bescheid. Offenbar ist die winselnde Kreatur im Straßengraben nicht unbemerkt geblieben und liegt schon länger dort. Er will den Hund mit in den Wald nehmen und ihm dort die Kehle durchschneiden. Der Mann kann kaum Englisch und er untermalt sein Vorhaben mit ausdrucksstarker Gestik. Die flache Hand für „Hals ab“ ist international verständlich. Wir verzichten darauf, Zeugen zu sein und geben ihm das Geld im Vertrauen. Gemeinsam heben wir den todgeweihten, jämmerlich aufheulenden Hund in einen Plastiksack und verladen ihn ins Taxi. „Nicht mehr lange“, möchte ich die blinden Augen trösten, die panisch umherblicken, „nicht mehr lange“. Stumm und bedrückt kehren wir zu unserem Bungalow zurück.

Die Sonne hat sich gegen die Regenwolken durchgesetzt und wir holen unser Badezeug um auf andere Gedanken zu kommen. Am Strand ist soeben ein kleines Fischerboot gelandet und der Besitzer winkt uns aufgeregt herbei. In einer dünnen Wasserlacke im Rumpf des Bootes liegen farbenprächtige Fische und winden sich im versickernden Tümpel. Ihre Körper schnellen vom Boden weg, als ob sie sich mit letzter Kraft versuchen ins Meer zurück zu katapultieren. Der Fischer sieht dem Todeskampf völlig ungerührt zu. Stolz nimmt er seine immer noch zappelnde Beute in die eine Hand und klopft mit der anderen genüsslich auf seinen Bauch. „Good Dinner!“, freut er sich. Es ist sinnlos, ihn zu bitten, die Fische durch einen gezielten Schlag zu töten, er hätte unser Anliegen nicht verstanden. Auch den Gedanken an das Freikaufen und Wiederaussetzen der Fische verwerfen wir resignierend, die Tiere sind ja durch den Angelhaken bereits verletzt. Grausame Welt! Dabei könnte so viel Leid mit so wenig Aufwand vermieden werden. Aber die meisten Menschen sehen



Reisterrassen





Einsamer Strand in Senggigi (Lombok)



Abendstimmung in Senggigi

keine Notwendigkeit dazu, sie können oder wollen sich vom Schmerz anderer Lebewesen nicht berühren lassen.

Ich sinke mit der Taucherbrille ins bleierne Meer und genieße die Pracht und Anmut der in der Abendsonne funkelnden Fische, die mich zutraulich umschwimmen. Zu arglos.

### **17. Tag, 3. Oktober 2003**

Gestern beim Abendessen haben wir beim Hotelmanager ein Mietauto geordert, das heute um 8:30 Uhr hier sein sollte. Beim Frühstück ist weder vom Fahrzeug noch vom Manager etwas zu sehen. Später erscheint er mit der Forderung nach mehr Geld, denn es gäbe nur größere und daher teurere Autos als ursprünglich angenommen. Eine Versicherung ist nun doch nicht mehr inkludiert und somit kämen weitere zigtausend Rupien zum Mietpreis dazu. Noch während er auf uns einredet, steht fest: Der kann uns mal!

Wir stoppen ein Bemo, fahren in die Stadt und nach zehn Minuten haben wir einen Suzuki Katana gemietet, inklusive Kaskoversicherung. Wir wollen den 3700 m hohen Mt. Rinjani umfahren. Der Berg ist so dominant, dass seine Umrundung beinahe einer kompletten Inselrundfahrt entspricht. Wir schätzen die Strecke auf 270 km. Der Verkehr auf der Hauptstraße nach Mataram ist mäßig, es dominieren die Cidomos, das sind Pferdefuhrwerke, die auf Lombok sowohl zum Waren- als auch zum Personentransport eingesetzt werden. Mit ihrer Schrittgeschwindigkeit bilden sie ein fast stehendes Hindernis im ansonsten schnellen Verkehr und lösen atemberaubende Bremstests unseres Wagens aus, die zum Glück alle gut ausgehen.

Kurz nachdem ich Markus durch das unübersichtliche Einbahnlabirynth aus der Hauptstadt Mataram gelotst habe, biegen wir in eine Seitenstraße ab, um ein wenig durch die Hügel am Fuß des Vulkans zu fahren. Wir bereuen den Entschluss nach den ersten 50 Metern. Die Fahrbahn sieht zwar optisch gut aus, besteht allerdings aus lauter kleinen Unebenheiten. Und Federung zählt nicht zur Stärke unseres Wagens. Wir schleichen mit 40 km/h dahin und schlagen uns trotzdem den Kopf am Autodach an. Sollen wir umkehren? „Nach der nächsten Ortschaft wird es sicher besser!“, hoffen wir und täuschen uns, es kommt schlimmer. Bei den ersten Häusern verabschiedet sich die befestigte Fahrbahn, die Ortsdurchfahrt besteht aus schmierigem Lehm und als der Asphalt endlich wieder einsetzt, ist er von Schlaglöchern zerfressen. An 40 km/h ist nicht mehr zu denken. Fußgänger überholen uns! Als die „Straße“ gänzlich unpassierbar wird, stellt sich heraus, dass wir uns verfahren haben. Irgendeine Abzweigung nach rechts hätten wir nehmen müssen. Aber wir haben nie eine gesehen, obwohl wir danach Ausschau gehalten haben! Wir kehren um. Am Dorfplatz fragen wir ärgerlich, wo denn nun diese Abzweigung sein soll. Man deutet auf ein aufgewühltes Schlammfeld. Auch auf neuerliches Nachfragen weisen alle Hände ganz

bestimmt in den Morast. Ich fühle mich verarscht, denn dieser „Weg“ ist unbefahrbar! Wie um mich zu widerlegen, taucht plötzlich ein Lastwagen auf, der sich im Schneckentempo gefährlich hin- und her neigend durch den Lehm kämpft. Dem LKW stehen wenigstens genügend PS zur Verfügung. Wir hingegen wären auf Geschwindigkeit angewiesen, damit wir im Schlamm nicht steckenbleiben. Aus der Idee mit dem Durchpreschen wird jedoch nichts, halbmeterhohe Bodenwellen stemmen sich gegen unseren Plan. „Aber der Lastwagen hat es immerhin geschafft!“, meint Markus anerkennend und will es mit unserem Suzi probieren. Entgegen meiner Bedenken steuert er schlingernd in die tiefen Lasen, die der Lastwagen hinterlassen hat. Nur bitte nicht verhängen! Ab und zu streifen wir an den Bodenwellen, doch der weiche Untergrund kann nichts beschädigen. Die Einheimischen haben uns mit dem Hinweis getröstet, dass sich dieser Abschnitt nur über 5 km erstreckt. Nur 5 km! Mir wird es jetzt klar, was das für eine Distanz ist! Endlich kommen erste Reste einer befestigten Fahrbahn in Sicht. Die Asphaltflecken verdichten sich und sind imstande erste tiefe Schlaglöcher zu formen. „Du wolltest unbedingt eine geteerte Fahrbahn“, bekomme ich von Markus zu hören, nachdem ich mir fast eine Wirbelsäulenprellung zugezogen habe, „im weichen Lehm gibt es keine solchen Löcher!“ Er sollte sich bei der nächsten Camel Trophy bewerben, wenn ihm diese Fahrerei Spaß macht!

Nach einer vollen Stunde sind wir 15 km weiter an der Abzweigung zum Ausflugsziel „Tetebatu“, das im Reiseführer so lobend erwähnt wird. Wir steuern in die entgegengesetzte Richtung. Unser Bedarf an idyllischen Seitenstraßen ist gedeckt, wir kehren zur Hauptstraße zurück.

Lombok wird die Insel der tausend Moscheen genannt, in Anlehnung an Bali, die als Insel der tausend Tempel in den Prospekten beworben wird. Die Zahl ist eine glatte Untertreibung, denn es gibt auf Lombok an die 4000 Moscheen! In jedem noch so kleinen Kaff ragt eine Kuppel über die Bambushütten und fünfmal am Tag rufen die Lautsprecher zum Gebet. Die Gebetsstunden sind vorgeschrieben. In einem halbstündigen Zeitfenster muss die Andacht verrichtet werden. Das erste Gebet ist um fünf Uhr morgens fällig! Das nächste um 7:30 Uhr, weitere folgen zu Mittag, am späteren Nachmittag und am Abend. Auf unserer Fahrt beobachten wir den steten Strom der Gläubigen, der sich entweder gerade in Richtung einer Moschee bewegt oder vom Gebet kommend zurück in die Siedlung fließt. Es sind hauptsächlich Männer, die dem Ruf des Muezzins folgen. Sie sind in lange, helle Gewänder gekleidet, tragen einen bunten Gebetsteppich eingerollt über der rechten Schulter und ein Häkelkappchen auf dem Kopf. Frauen bleiben vielleicht wegen der Hausarbeit zuhause (wann arbeiten eigentlich die Männer?), jedenfalls sind sie seltener vertreten. Einige sind bis auf die Augen verschleiert, andere wiederum tragen bloß ein loses Kopftuch. Es scheint keine strikte Kleiderordnung zu herrschen.

Besonders auffällig ist, dass sich die meisten Moscheen erst im Aufbau befinden, oder momentan renoviert werden. Vor den Baustellen steht mitten auf der Fahrbahn eine Holzschatulle (eine Art Sparbüchse mit Schlitz obenauf) und wimpelschwingende

Männer versuchen die Passanten zu Spenden zu bewegen. Angeblich werden keine staatlichen Mittel zum Bau der Moscheen verwendet. Dennoch irritieren diese zum Teil sehr prachtvollen und überdimensionierten Bauwerke angesichts des oft primitiven Lebensstandards in den Dörfern. Es drängt sich das Bild einer koordinierten Islamisierung, die natürlich auch nichtstaatlicher Natur sein kann, auf. Allahs Botschaft ist auf Lombok weder zu übersehen und schon gar nicht zu überhören. Gilt doch neben der Kuppel der Lautsprecher als das wichtigste Merkmal dieser Gebetshäuser!

Auf der Südküste der Insel angelangt, verlassen wir die Hauptstraße wieder und folgen einer Landstraße in die Berge. Das schmale Asphaltband besitzt einen Mittelstreifen, der nur der Zierde dienen kann, denn die Fahrbahn ist kaum breiter als unser Auto. Wir schlängeln uns durch die typischen Terrassenkulturen Indonesiens bergauf. In dem feuchtwarmen Klima an den Südhängen des Vulkans wird neben Reis auch Tabak angebaut. In hohen, offenen Lagerhütten hängen die geernteten Blätter zum Trocknen vom Strohdach, werden dann zu Bündeln verschnürt und abtransportiert. Es dürfte sich allerdings kaum um einen Exportschlager handeln, die Qualität des Tabaks eignet sich bloß zum Eigenkonsum. Markus hat einmal eine Lombok-Zigarette probiert. Angeblich schmecken sie gar nicht so schlecht, nur der hohe Anteil an Nelkenpulver, das dem Tabak als Aroma beigemischt wird, ist gewöhnungsbedürftig.

Je höher wir uns mit dem Auto an der Vulkanflanke emporarbeiten, desto ursprünglicher wird die Flora. Die letzten vereinzelt Felder weichen einem dichten Urwald, der von riesigen, lianenabhängigen Bäumen und meterhohen Farnen dominiert wird. Die Straße schneidet die einzige Schneise in diese undurchdringliche, grüne Wand. Es wird düster, Nebelschwaden hängen zwischen dem Geäst, wir haben die Wolkenbasis erreicht. Regen setzt ein. Die Sicht beträgt kaum 50 Meter. Wir fahren mit Fernlicht, obwohl es Mittagszeit ist. Der Nebel wird immer dichter und die vom Wasser schwer gewordenen Äste hängen bis auf die Fahrbahn herab. Da wir keinen Höhenmesser besitzen, wissen wir nicht, wie weit es noch bis zum 1600 m hohen Pass ist. Die Gegend ist menschenleer, ein paar Affen huschen ins Dickicht, nachdem sie unser Scheinwerferlicht von der Fahrbahn aufgeschreckt hat. Das Reisehandbuch beschreibt diese Gegend als sehr ursprünglich weist eigens auf die möglichen Gefahren hin. Die Warnungen gelten speziell für Alleingänge, da in der Trekkinggegend rund um den Rinjani schon bewaffnete Raubüberfälle stattgefunden haben. Deshalb sollte man sich nur in größeren Gruppen oder mit einem Reiseführer in die Wildnis wagen.

Ich fühle mich in diesem Dschungel nicht sonderlich wohl, was natürlich mit der schaurigen Wettersituation zusammenhängt. Die Nebelwand lichtet sich ein wenig und der geht in Nieselregen über. Die Straße windet sich wie eine dünne schwarze Schlange durch den tropischen Regenwald bergauf. Hinter einer scharfen Kurve, plötzlich, eine Gruppe junger Menschen auf der Fahrbahn! Sie tragen hölzerne Gewehre im Anschlag.

Zuerst denke ich an spielende Kinder, aber ihre Gesichter sind ernst und konzentriert. Als ich ihre Finger schussbereit am Abzug erblicke, ist mir klar, dass dies keine Spielzeugwaffen sind! Mein Herzschlag scheint kurz auszusetzen, ich kann kein Wort sagen. Ich merke, dass Markus Gas gibt und versucht, unser lahmes Fahrzeug bergauf zu beschleunigen.

Die Männer bewegen sich auf uns zu.

Sie tragen eine Art Uniform und rote Stirnbänder, die ihnen ein martialisches Aussehen verleihen. Die Gewehrläufe sind noch auf den Boden gerichtet, wir haben die Gruppe erreicht. Ich wage nicht die Männer direkt anzusehen, aus Angst, dass sie uns trotz der verdunkelten Scheiben als Touristen erkennen könnten. Warum ist unser Auto nur so erschreckend langsam! Ich habe das Gefühl, wir kriechen trotz Vollgas im Schneckentempo an ihnen vorbei. Endlich biegen wir um die nächste Kurve und sind außer Sichtweite. Markus bricht das Schweigen, das während der unerträglichen Spannung geherrscht hat: „Ich habe in den Rückspiegel geschaut, sie haben uns nicht beachtet, keiner hat sich umgedreht!“ Mein Herz klopft wieder und steigert sich zu einem Tempo, als müsse es das Aussetzen nachholen. Mir zittern die Füße und die Hände noch immer. Wortlos nehmen wir die nächste Serpentine, als uns laut hupend ein offener Lastwagen beinahe rammt, auf dessen Ladefläche zehn grölende Männer stehen und winken. „Was ist denn hier los?!“, möchte ich aufschreiben, aber die Angst drückt mir die Kehle zu. Wir sind doch hier im einsamsten Winkel der Insel! Geraten wir in einen lokalen Konflikt, oder gar in einen Hinterhalt, oder bilden wir uns alles nur ein? Ein Blick auf Markus angespanntes Gesicht zeigt mir, dass er meine schlimmsten Befürchtungen teilt. Aber wir sprechen nicht darüber. Zuerst müssen wir weg von diesem unheimlichen Ort. Der Nebel verdichtet sich erneut und wir können bloß mehr die Fahrbahnränder erkennen. Die Bäume verschwinden, steile Felswände bilden die Begrenzung bergseitig, talseitig herrscht weißes, undurchdringliches Nichts. Plötzlich geht es abwärts und gleißender Sonnenschein trifft uns: Wir sind auf dem Pass angelangt!

Wir parken das Auto in einer Ausweiche neben der Passhöhe und steigen aus. In den lichten Sonnenstrahlen verblassen die dunklen Ängste allmählich und wir betrachten das herrliche Panorama zu unseren Füßen. Ein kleiner Gürtel Wald öffnet sich zu einem weiten Talkessel, der von hellgrün leuchtenden Feldern übersät ist. Am Rand der Äcker erkennt man einige Häuschen, die sich vor der steil aufragenden Vulkanflanke zu ducken scheinen. Selambu lautet der Name dieses Bergdorfes. Von hier aus führen Trekkingpfade auf den 2500 Meter höher gelegenen Gipfel. Der Berg ist in dichte Wolken gehüllt und wir sehen seine fast senkrechten, grasbewachsenen Hänge in den weißen Schwaden verschwinden. Hinter uns türmt sich die Nebelwand bedrohlich über der Fahrbahn auf und verstärkt den Eindruck des düsteren Szenarios, dem wir gerade entronnen sind.

Die Angst sitzt uns immer noch in den Knochen und wir besprechen das soeben Erlebte. Wahrscheinlich war es überhaupt nichts Gefährliches, vielleicht bloß Jäger im

Wald. Und wenn doch - ? „Dann hätte ich sie niedergefahren!“, sagt Markus radikal, „Stehengeblieben wäre ich sicher nicht!“

Im Dorf halten wir kurz an um die Knoblauchfelder zu fotografieren. Sofort sind wir von Neugierigen umringt, denen wir von unserer dramatischen Begegnung im Wald berichten. Sie lachen und sagen, dass es sich sicherlich um Jäger gehandelt habe, gefährliche Menschen gäbe es hier nicht. Ein Blick in die freundlichen Gesichter ringsum bekräftigt ihre Behauptung und wir stimmen vom Schrecken endgültig befreit in ihr Gelächter ein.

Die Nordseite Lomboks befindet sich größtenteils im Wetterschatten des Vulkans. Die Luft ist trocken und die Sonne hat das Land verbrannt. Nur mehr stacheliges Buschwerk sprießt vereinzelt aus der rötlichbraunen Erde, die Landschaft gleicht einer Savanne. Hohe Grasbüschel sind zu gelbem Stroh verblichen, die gedrungenen Bäume blattlos. Hie und da erinnert eine eingestürzte Zisterne an vergangenes Leben. Die Steppe erstreckt sich kilometerlang und dehnt sich hinab zum dunkelblauen Meer, als wolle sie dort ihren ewigen Durst löschen. Wir fahren der eintönigen, ausgedorrten Küste entlang, und treffen nach einer scharfen Kurve gänzlich unerwartet auf üppiges Grün: Ein Flussdelta, das in eine Oase verwandelt worden ist! Palmen und glitzernde Reisterrassen, durchsetzt von der Blütenpracht eines tropischen Gartens, bilden ein fruchtbares Paradies. Die Menschen haben den dünnen Wasserlauf des Baches in ein großes Delta aufgefächert und bewässern somit ein Dreieck, das mehrere Quadratkilometer umfasst. Auf diese künstliche Kulturlandschaft folgt wieder lange Zeit bloß staubiges Ödland.

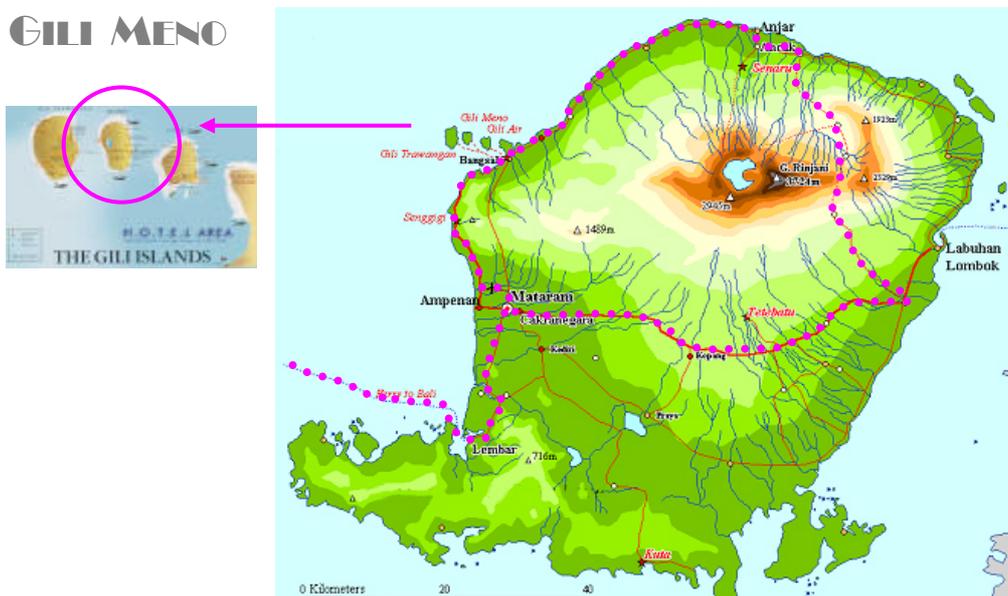
Erst als wir uns Senggigi nähern, verlassen wir die Leeseite des Vulkans und tauchen in immer grüner werdende Landschaft ein. Hier muss es sogar vor kurzem geregnet haben. Die Tropfen glitzern noch auf den Palmblättern wie Goldkugeln in der Abendsonne. Ein Regenbogen spannt sich quer über unsere Bucht und Wasserdampf steigt aus den Feldern. Mit Vollgas preschen wir durch riesige Pfützen, um unser Auto von den Schlammgespritzern zu befreien. Nach dieser Autowäsche geben wir unseren Wagen ab und wollen die Weiterreise über Perama organisieren.

Perama ist die staatliche Institution für öffentliche Verkehrsmittel, meist Busse, verkauft aber auch Tickets für Boote. Es gibt auf allen Inseln ringsum Bali Niederlassungen und das Service ist in Ordnung. Es werden keine erhöhten Touristenpreise verlangt und die Auskünfte sind seriös. Und ehrlich.

In unserem Fall – wir möchten zur Insel Gili Meno - raten sie von der Benutzung des „local boats“ ab, da dieses Boot nur fährt, wenn sich 25 Passagiere darin befinden. Das bedeutet: Warten. Es kann Tage dauern, bis genügend Fahrgäste zusammen kommen, besonders jetzt in der Nachsaison und beginnenden Regenzeit. Will man dennoch übersetzen, kann man die noch freien Sitzplätze kaufen. Die privaten Touristenboote fahren jedoch immer, sind dadurch teurer und nicht über Perama zu reservieren. Wir entscheiden uns für die private Transportschiene und buchen bei

einem netten Reisebüro eine Busreise nach Bangsal und von dort ein Privatboot zu unserem Inselchen.

Danach kehren wir hungrig und müde in unser Restaurant zurück. Der Manager verzichtet auf die übliche Frage nach unserem Tagesablauf. Nachdem wir ihm erklären, dass wir morgen abreisen, macht er sich auch keine Mühe mehr, uns Tickets für die Weiterreise aufzuschwatzen. Die Sache ist ohne ihn gelaufen. Das hat er nun endgültig kapiert.



### 18. Tag, 4. Oktober 2003

Ein großer Bus mit Platz für mindestens 30 Leute kommt um 8:15 Uhr zu den Windy Cottages. Die drei Einheimischen suchen zwei Fahrgäste. Da sind wohl wir gemeint. Es ist uns schon öfters aufgefallen, dass man in Indonesien sehr sehr pünktlich ist. Das heißt mindestens eine viertel Stunde zu früh!

Mit so einem riesigen Karren haben wir nicht gerechnet. Das soll sich rentieren? Ein Chauffeur, ein Kontrolleur, der unsere Tickets prüft und noch einer, dessen Funktion wir nicht erraten, für zwei Fahrgäste und drei Stück Gepäck! Der Bus keucht der Küstenstraße entlang und hat größte Probleme mit den extremen Steigungen. Am Ende jeder Bucht ragt ein Felsriegel ins Meer hinaus. Kein hoher Bergrücken, sondern ein etwa 50 - 100 Meter hoher Kamm. Die Straße, parallel zum ebenen Sandstrand kommend, bäumt sich auf, macht einen spitzen Katzenbuckel, überwindet den Kamm direktissima und gleitet ebenso steil auf der anderen Seite in die nächste Bucht hinab. Mit dem großen Omnibus ist das eine echte Herausforderung. Der letzte Kilometer in

der Ebene dient dem Schwungholen, wehe ein Huhn rettet sich nicht rechtzeitig in den Graben! Auf den ersten Höhenmetern hustet der geplagte Motor eine schwarze Auspuffwolke aus, wird immer langsamer, fängt an zu zittern und stirbt beinahe ab. Im Schrittempo erklimmen wir den Scheitelpunkt und sehen unter uns nur mehr das blaue Meer. Nun hoffen wir auf gute Bremsen, doch um die kümmert sich unser Fahrer gar nicht. Da die Straße keine Kurve macht, kann er abwärts den nötigen Schwung für die nächste Steigung aufbauen. Es ist wie Achterbahn fahren (auch für die Magennerven). In Europa hätte man Tunnels in diese Felsriegel getrieben, oder wenigstens eine Kurve eingebaut!

Als wir in Bangsal auf den Busplatz einbiegen, versichert uns der Ticketprüfer, dass alles im von uns bereits bezahlten Fahrpreis inkludiert sei und wir sollen diesem Mann im grünen Hemd folgen und auf keinen anderen hören. Wir tun, wie uns geheißen, und kämpfen uns hinter dem grünen Hemd durchs Menschengewühl. Die letzten paar hundert Meter zum Strand herrscht Fahrverbot für Busse, deshalb muss hier jeder Ankömmling auf ein Pferdefuhrwerk umsteigen. Kaum haben wir den Karren mit unserem Gepäck beladen, heißt es, dass wir für die kurze Strecke 10.000 Rupien bezahlen müssen. Trotzdem gilt nach wie vor: Alles inklusive – bis auf das Cidomo. Uns bleibt nichts anderes übrig, das grüne Hemd spricht kein Englisch. Nachdem wir das Zehnfache des Normalpreises für den Kutscher berappt haben, führt uns das grüne Hemd in ein kleines Büro, dessen einziges Möbelstück eine zerfledderte Theke ist. Dahinter erhebt sich ein mächtiger Fleischkoloss, mit einem runden, schweißglänzenden Gesicht, das von einem Doppelkinn eingerahmt wird, welches von einem Ohr bis zu anderen reicht. Er prüft unsere Tickets, lacht uns an, verrät uns seinen Namen Abdul und heißt uns als Freunde willkommen. Er erklärt uns, dass wir nur kurz warten müssen, bis das Touristenboot abfahrtsbereit ist. In der Zwischenzeit sollen wir uns mit Moskitonetzen, Räucherspiralen und Insektenlotion im Shop nebenbei eindecken, denn Gili Meno sei ein „basecamp for malaria“. Da wir solches Zeug selbst dabei haben, brauchen wir zum Glück nichts kaufen.

Abdul sieht das anders und wird energisch. Wir benötigen aber nichts. Abdul begreift nicht, oder will nicht begreifen. Da fällt ihm ein, dass wir noch kein Rückfahrticket haben, weil wir nicht wissen, wie lange wir auf Meno bleiben wollen. Sofort ist er mit dem Ticketblock zur Stelle und zeigt uns, wie viele Touristen in den letzten Tagen eine Retourenkarte bei ihm bezahlt haben. Das beeindruckt uns gar nicht. Noch dazu bei seinen Preisen! Der spinnt ja! Wir werden uns auf Meno erkundigen und von dort nach Bali zurückkehren. Am besten mit einem Schnellboot direkt nach Padangbai, damit wir nicht mehr auf Lombok zurück müssen. In einer Richtung war die langsame Anreise mit der Fähre ja nett, aber zurück darf's ruhig ein bisschen schneller gehen. Das erkläre ich Abdul ruhig, während seine Gesichtsfarbe zunehmend dunkler wird, bis er kurz vor der Explosion losbrüllt. Er schimpft uns neben „stupid tourists“ alles Mögliche und droht uns mit erhobener Faust. Jetzt will ich schon gar keine Ticket mehr von ihm. So ein Arschloch! Mit ausgestreckter Hand deutet er zum Strand: „Go to the beach!“, und drückt mir zwei kleine Tickets für das Boot in die Hand. Nur zu gerne kommen wir

seiner Aufforderung nach. Er schreit uns nach, dass wir garantiert hierher zurückkehren werden und dann auf ihn angewiesen seien! Das klingt wie eine gefährliche Drohung und ist wohl auch so gemeint.

Am Strand zeigen wir einem Einheimischen unser Ticket und der sagt uns, dass wir warten müssen, bis das „local boat“ voll sei. Wir lachen ihn aus und entgegnen, dass wir ein privates Boot bezahlt haben und daher nicht warten müssten. Er zeigt unbeeindruckt aufs Ticket: Verdammt, er hat recht! Da steht „local boat, price 4000 Rupees“. Das Arschloch Abdul hat uns doch tatsächlich aus Rache falsche Tickets gegeben, denn wir haben für das Touristenboot weit mehr bezahlt! Was tun? Zu dem Gorilla zurückgehen und reklamieren?

Unsere ratlosen Gesichter locken die nächsten „Helfer“ an. Wie die Geier umschwirren sie uns. Sie wollen, dass wir ihnen 80.000 Rupien geben, damit sie uns helfen, das Boot zu füllen, sonst kämen wir hier nie weg. Ich reagiere äußerst gereizt, weil ich weiß, dass sie lügen, denn um diese Summe kann ich den Platz für 20 weitere Personen kaufen!

Zum Glück unterstützen uns am Infoschalter des Einheimischenbootes zwei nette Mädels, die uns über den aktuellen Stand der Passagierliste auf dem Laufenden halten. Derzeit fehlen 12 Personen. Über Lautsprecher wird dieser Stand durchgegeben und daraufhin finden sich wieder neue Passagiere ein. Mit den Fingern zeigen uns die Mädchen an: Nur mehr 7, nur mehr 5! Wir warten geduldig am Ticketschalter, da tauchen die penetranten „Helfer“ erneut auf. Diesmal werde ich so aggressiv, dass sie schleunigst das Weite suchen. Ich hätte wirklich die Beherrschung verloren (zumal sie wesentlich kleiner und schwächer als Abdul sind). Es fehlen nur noch zwei Personen und wir wollen die restlichen leeren Plätze kaufen. Aber die Ticketverkäuferinnen deuten uns, noch einen Moment abzuwarten, ein letzter Aufruf über den Lautsprecher erfolgt und das Boot ist voll. Ich hätte nie gedacht, dass ich diesen Satz einmal so positiv aufnehmen würde.

Wir gehen zum Strand und sehen dem Beladen des Kahns zu. Es ist ein sehr kleines Auslegerboot und neben den 25 Personen müssen große Schränke, Dieselfässer, Wasserflaschen, Kisten und Körbe voller Obst und Gemüse transportiert werden. Es wird eng werden. Mit uns warten noch zwei Touristen. Bevor sich der eine wehren kann, haben ihn zwei Einheimische hochgehoben und die zwei Meter durchs seichte Wasser aufs Boot getragen. Beim unsanften Absetzen hat er sich den Kopf am Bootsdach angehauen und nun wollen die unverschämten Kerle noch ein saftiges Trinkgeld für die „Einstiegshilfe“. Der Überrumpelte will natürlich nicht zahlen und sofort entsteht ein gewaltiger Tumult aus dem sich der fluchende Tourist bloß freikaufen kann. Ich entkomme den eilfertigen Typen zum Glück und wir klettern selbst ins Boot. Solch ein Ort ist uns noch nie untergekommen! Bangsal wird zum Synonym für Alptraum im Ausland.

Entschlossen sage ich zu Markus: "Bevor ich hierher zurückkehre, schwimme ich nach Padangbai!" Ich ahne nicht, dass dieser Satz etwas zu voreilig war.

Gili Meno ist klein, sehr klein. Die Insel erstreckt sich 1,5 km in Nordsüd Richtung und ist an der dicksten Stelle nur 700 m breit. Weißer Sandstrand umgibt das Paradies aus Kokospalmen, einem Dorf, einigen Bungalows und einem Salzsee. Der soll die Ursache für die angebliche Malariaseuche sein. Doch wir haben den ganzen Urlaub über nie weniger Moskitos gesehen als auf Gili Meno. Wahrscheinlich handelt es sich bloß um Schauernmärchen der Neidgesellschaft von Bangsal, die mit den Touristen nur das Geld machen, das sie ihnen abpressen können.

Offensichtlich wirkt diese Negativpropaganda. Als wir auf Meno ankommen, stehen fast alle Bungalows leer und wir können uns sämtliche Unterkünfte der Insel zeigen lassen und in Ruhe auswählen. Die Menschen sind von solch überwältigender Freundlichkeit und Offenheit, dass unser Ärger in kurzer Zeit verfliegt. Nur eine kleine Rache gönne ich mir: Ich rufe im Reisebüro in Senggigi an und beschwere mich über Abdul und zwar so deutlich und nachdrücklich, dass dieser Mann mit Sicherheit Probleme bekommen wird. Ich bin ja überzeugt, dass ich ihm nie mehr begegnen werde.

Am Nachmittag, nachdem wir uns in unserem neuen Heim (wieder ein Bungalow) schon gemütlich eingerichtet haben, erkundigen wir das Schnorchelgebiet. Die Korallenstöcke sind knochenweiß und wirken abgestorben, doch es tummeln sich unendlich viele bunte Fische über dieser Unterwassermondlandschaft. Unser Ressor besitzt hölzerne Liegestühle mit weichen Matten am Strand, kleine strohgedeckte Sonnenschirme mit Tischchen spenden den nötigen Schatten. Eine herrliche Meerbrise macht die Lufttemperatur angenehm und kleine Kinder servieren frische, saftige Ananas. Fast wie im Paradies.

Einen Wermutstropfen gibt es: Die Insel verfügt über kein Süßwasser. Das bedeutet, dass alles Trinkwasser, Wasch- und Kochwasser von Lombok hergeschifft werden muss. Zwar hat jedes Ressor einen eigenen Brunnen, der aber aufgrund der unvermeidlichen Strandnähe auf diesem winzigen Eiland auch nur salziges Wasser liefern kann. Nach dem Schnorcheln duscht man das Meer mit Salzwasser ab. Das kann's nicht sein, denke ich mir, und fülle etwas vom Süßwasserbehälter, der nur fürs Gesichtwaschen und Zähneputzen vorgesehen ist, in eine leere Mineralwasserflasche ab. Die leere ich mir über den Kopf und kann mich wenigstens einmal am Tag entsalzen, sonst klebt der ganze Körper. Damit unser hoher Verbrauch an Zahnputzwasser nicht so auffällt, gehe ich in der Dämmerung mit vielen leeren Flaschen bewaffnet in die leerstehenden Bungalows nebenan und zapfe heimlich Wasser ab. Zum Glück sieht mich niemand – oder doch?

Am nächsten Tag sind alle Türen versperrt ...

### **19. Tag, 5. Oktober 2003**

Um sieben Uhr früh durchflutet warmes Sonnenlicht unser Zimmer. Die Luft ist von Dunst erfüllt und die Bergkette von Lombok zeichnet sich zackig am Horizont ab. Der imposante Vulkan schwebt wie eine scharfkantige, dreieckige Wolke darüber.

Wir pendeln den ganzen Tag zwischen Meer und schattigem Liegestuhl. Bald kennen wir die Reviere der einzelnen Fische, die territorial ziemlich gebunden scheinen. Über der großen Feuerkoralle steht immer ein Schwarm Wimpelfische, im Geäst der Geweihkorallen lebt eine Schule kleiner dunkelblauer Riffbarsche, deren silbrige Punkte wie auf Dominosteinen angeordnet sind. Jedesmal ärgern wir den Picasso-Fisch, wenn wir über seine Sandgrube schwimmen. Mit seinen hellblauen, wie zum Biss leicht geöffneten Lippen schießt er aggressiv bis knapp an die Taucherbrille heran, um dann angesichts unserer körperlichen Überlegenheit wieder abzudrehen. Äußerst mutig sind die Clownfische, die sofort ihre Anemone verteidigen, wenn man ihr zu nahe kommt. Sie beißen sogar in den dargebotenen Finger, der sich ihnen entgegenstreckt, doch es fühlt sich für uns bloß wie ein sanftes Zwicken an. Die orange-weiß gestreiften Fische sind ja höchstens 10 Zentimeter groß.

Mittags gehen wir Spaghetti essen, die ihrem Namen zumindest im Aussehen gerecht werden. An der richtigen Würze muss der Koch noch etwas feilen. Die Tomatensauce ist stark gezuckert und das schmeckt doch recht eigenwillig.

Es gibt eine Tauchbasis auf Meno. Dort entdecken wir einen Bilderatlas über die gesamte indopazifische Meeresfauna. Endlich können wir unsere eigenen Benennungen den offiziellen Bezeichnungen anpassen. Doch viel einfallsreicher als wir waren die Biologen auch nicht: Unsere Puderdose wird gepunkteter Kofferfisch genannt, die knallbunten Steinbeißer sind Papagaienfische, der Einhornfisch heißt tatsächlich so und die kleinen leuchtenden Riffische werden generell den Schmetterlingsfischen zugeordnet. Darüber hinaus existieren natürlich wesentlich mehr Arten, aber für mich ist es weniger Arbeit an dieser Stelle auf einschlägige Bildbände zu verweisen, als im Rahmen des Reiseberichts auf detaillierte Beschreibungen einzugehen.

Nebenbei holen wir erste Erkundigungen bezüglich der Rückreise ein. Auf Tafeln wird groß die Fahrt Meno – Padangbai angepriesen, doch bei genauerem Nachfragen stellt sich jedesmal heraus, dass sich diese Fahrt aus vier Abschnitten zusammensetzt:

1. local boat nach Bangsal, 2. Pferdefuhrwerk zum Busterminal, 3. Bus nach Lembar und 4. Fähre nach Bali. Dann hätte Abdul doch recht gehabt? Aber es gibt doch ein Schnellboot direkt von Bali hierher?

Ja, in diese Richtung schon, bestätigt man uns, jedoch nicht umgekehrt. Das will uns nicht in den Schädel und wir beschließen, morgen auf der größeren Nachbarinsel Trawangan nachzufragen. Diesen Ausflug können wir mit einer Bootstour zum Schnorcheln verbinden. Wir haben einen netten Kapitän getroffen, Polong ist sein Name, der Markus den Vorschlag gemacht hat, ihn jederzeit an Land zu bringen, falls ihm schlecht wird.

## 20. Tag, 6. Oktober 2003

Polongs Boot heißt Rolli. Es ist wohl das kleinste auf der Insel. Der Rumpf ist so schmal, dass ich meine befüllten Füße nicht quer stellen kann. Die langen Bambusausleger schützen die Nussschale vor dem Kentern. Unser erstes Ziel liegt an der Nordostseite der Insel, wo sich die großen Meeresschildkröten aufhalten sollen.

Polong deutet aufgeregt vor uns ins Wasser: „Turtle!“, ruft er, doch wir sehen nichts als Meer. „Turtle is coming up!“, bekräftigt Polong nochmals und endlich erkennen auch wir noch unter der Meeresoberfläche eine große, dunkle Scheibe, die emporsteigt. Plötzlich durchstößt der Kopf des Tieres das Wasser, öffnet den Schnabel zum Luftholen und verschwindet sogleich wieder in der Tiefe.

Polong muss Augen wie ein Adler haben, ständig entdeckt er Schildkröten, lange bevor wir etwas erkennen können. Das Meer ist mindestens zehn Meter tief und daher eigentlich nicht fürs Schnorcheln geeignet. Die Strömung ist so stark, dass wir sogar mit laufendem Motor fast abgetrieben werden. Und da sollen wir jetzt ins Wasser? „So toll sind die Schildkröten ja auch nicht“, denke ich mir, weil ich mich eher auf Korallen und bunte Fischchen gefreut habe.

Wir gleiten widerwillig ins Wasser und schweben hoch über einem schrägen Hang, der mit einzelnen Korallen bestückt ist, dazwischen wächst etwas Grünes, vielleicht Seegras, doch das ist aus unserer Entfernung kaum zu erkennen. Der Hang fällt dann plötzlich senkrecht ab und es gibt nichts mehr außer tiefblaues Wasser. Angesichts dieser unheimlichen Unendlichkeit schrumpft mein Magen zu einem flauen Klumpen zusammen.

Polong deutet uns, dass wir ein wenig ausschwärmen und nach Schildkröten Ausschau halten sollen. Doch in dem Moment entsteigt eine vorerst dunkelblaue Wolke dem Abgrund, die sich allmählich in einzelne riesenhafte Fischkörper aufzulösen beginnt. Sie gleiten im diffusen Licht unter uns schemenhaft über den Meeresboden und gewinnen mit zunehmendem Aufstieg an Deutlichkeit. Ein mächtiger Höcker wölbt sich auf ihrer Stirn und verleiht dem Kopf etwas Monströses, als würde ihre Körpergröße von fast zwei Metern Länge nicht schon ausreichen, um uns den Atem anhalten zu lassen. Sind es doch die größten Lebewesen, die uns im Wasser bis jetzt begegnet sind! Polong freut sich und signalisiert „Super“ mit Handzeichen. Der rund 15-(höcker)köpfige Schwarm zieht gemächlich unter uns dahin und verschwindet wieder in der Tiefe.

Wir treiben mit der Strömung über das Riff, Polong zieht sein Boot an einer Leine mit. Da entdecken wir grasende Schildkröten!

Sie hocken auf dem Hang und fressen das grüne Zeug. Ein paar von ihnen schwimmen auch umher, flüchten aber bei unserem Anblick gleich aufs offene Meer hinaus. Endlich löst sich eine der größten Schildkröte aus der Gruppe der Äsenden, schwebt ein Weilchen über ihnen und beginnt gemächlich mit dem Auftauchen zum Luftholen.

Wir hängen uns seitlich an die Bootsausleger und Polong startet den Motor. Die Schildkröte schwimmt über den Abgrund hinaus während sie beständig aufsteigt. Wir nehmen die Verfolgung auf und bald ist unter uns nur mehr bodenloses blaugrünes Wasser und das ahnungslose Tier. Es ist nicht mehr weit entfernt, als es uns bemerkt, den Aufstieg unterbricht und versucht uns abzuschütteln. Mit Hilfe des Motors können wir leicht mit der Beschleunigung mithalten, auch wenn es mir dabei fast die Badehose auszieht und die Arme immer länger werden. Als wir uns genau über der Schildkröte befinden, schaltet Polong den Motor ab und in der Stille gleiten wir ebenso leicht dahin wie sie. Ohne den Lärm scheinen wir sie kaum zu stören, sie vergewissert bloß ab und zu, ob die lästigen Verfolger noch da sind.

Mit jedem Meter, den die Schildkröte sich der Wasseroberfläche nähert, entzündet ein Sonnenstrahl eine weitere Farbe auf ihrem Panzer. Von Wellen gebrochene Lichtbögen zeichnen die feinen Karettmuster nach und lassen Sonnenreflexe auf den Braun- und Goldtönen hin und herspringen. So wie an späten Wintertagen das Licht in Streifen zerfällt, in denen die Luft tanzt, so fächert sich das Sonnenlicht im Wasser zu Leuchtspuren auf. Die Schildkröte fliegt im Brennpunkt dieses Strahlenkranzes wie im Scheinwerferlicht unzähliger Spots durch die blaue Luft des Meeres.

Sie ist nun höchstens zwei Meter unter uns und verlangsamt ihre Bewegung. Ungewiss, ob sie höher steigen soll, verrenkt sie Kopf um uns ins Blickfeld zu bekommen. Dabei wird ihr kräftiger Schnabel sichtbar, der das runzelige Gesicht dominiert. Die Schildpattfarben des Panzers breiten sich auch auf der Haut der Beine und des Kopfes aus und lassen sie wie ein Gemälde Klimts erscheinen. Wie in Zeitlupe nähert sie sich der gleißenden Wasseroberfläche und Markus könnte sie mit der ausgestreckten Hand berühren, wenn nicht auch er, von der Schönheit und Anmut dieses Augenblicks gebannt, regungslos wie wir verharren würde.

Ihr Kopf durchstößt das Meer zum kurzen Atemschöpfen. Dann klappt der Panzer nach vor, sodass wir die helle Unterseite kurz aufleuchten sehen, bevor die Schildkröte senkrecht abtaucht und bald im Dunkeln verschwindet.

Wir strecken die Köpfe ebenfalls aus dem Wasser und sehen uns um. So weit vom Ufer entfernt! Das unheimliche Gefühl meldet sich zurück und mein nach Halt suchenden Blick verliert sich in der bodenlose Tiefe des Meeres während Polong uns mit dem Motor wieder zum Riff schleppt. Das wunderbare Schauspiel von vorhin lässt sich nicht wiederholen und wir klettern erschöpft ins Boot und machen eine Pause.

Polong tuckert mit seinem Boot auf die Westseite von Meno, wo sich ein Korallengarten befindet. Hier ist das Wasser seicht und ohne gefährliche Strömungen. Farbenprächtige Weichkorallen wogen in der Dünung und bedecken das ganze Riff mit einem dicken Teppich. An ihren verästelten Armen prangen unzählige kleine weiße Blüten, oder sind das nur ganz feine Tentakel? Ich komme dem möglicherweise nesselnden Gemüse lieber nicht zu nahe.

Eine Gruppe Trompetenfische versucht ihr Jagdglück. Sie stehen wie lange Nadeln im Wasser, ihr schlauchdicker aber gut 80 cm langer Körper besteht zum Großteil aus Maul. Man erkennt an den winzigen spitzen Zahnreihen ihre Räubernatur. Wenn sie eine Beute ausgemacht haben, schnellen sie wie ein Pfeil los, reißen das Maul auf und saugen das Opfer regelrecht ein. Der Vorgang läuft so schnell ab, dass unser Auge kaum mitkommt (deshalb musste ich das aus einem Buch abschreiben).

Wir kehren aufs Boot zurück und setzen nach Trawangan über. Im Perama Office erhalten wir keine erfreulichen Auskünfte. Es ist tatsächlich so, dass Touristen von den Gili-Inseln nicht direkt nach Bali gebracht werden dürfen. Ein Kartell der hiesigen Bootsbesitzer verbietet das. Das bedeutet, dass wir nach Bangsal zurück müssen. Die nächste schlechte Nachricht ist, dass zwischen Lombok und Bali nur mehr langsame Fähren verkehren, weil das Schnellboot seit gestern in Reparatur ist. Die gesamte Reisezeit zurück wird somit einen vollen Tag in Anspruch nehmen – und wenn ich an Abdul bloß denke wird mir heiß vor Ärger!

Wir kehren in eines der unzähligen Restaurants am Strand ein und trinken eine Cola. Trawangan ist ganz anders als Meno. Der Strand, zwar ebenso makellos, wird von einer staubigen Straße abgeschnitten. Dahinter befinden sich Cafés, Bars und Discos. Die Unterkünfte liegen noch weiter im Inselinneren. Die Leute hier sind in erster Linie *cool* und *in*. Partystimmung ist angesagt. Alkohol und Drogen dürften weit verbreitet sein, zumal einige Typen herumhängen, die vom einen und/oder anderen zuviel konsumiert haben. Trawangan ist ein Ort für Ausgeflippte, denn sowohl Touristen als auch Einheimische gebärden sich äußerst seltsam. Vom Hippie über den Rasterman bis zum Indianerschamanen ist hier alles vertreten. Tagsüber scheinen die meisten zu schlafen, um fit für die Nacht zu sein. Auf Meno kann man nachts auf der Trawangan zugewandten Seite die Musik aus den Lautsprechern und vor allem den *beat* hören.

Wir klettern zu Polong ins Boot zurück, der uns an die Nordseite der Insel zu einem Riff bringt, das berühmt für seine blauen Korallen ist. Doch in Gedanken sind wir immer noch bei der Schildkröte. Es war so ein wunderbares Erlebnis, so einmalig und bewegend, als hätten wir etwas Heiliges geschaut. Deshalb hatten wir ganz auf die Unterwasserkamera vergessen, die im Boot gelegen ist.

Nun wollen wir es nochmals probieren – mit dem Fotoapparat. Polong bringt uns ins Turtlerevier zurück. Wir schwärmen aus, doch ich entdecke nur ein paar kleine Schildkröten in zu großer Tiefe. Müde und erschöpft kehre ich zum Boot zurück, als Markus mit der Kamera winkt und strahlt. Er ist nochmals so nah an eine Schildkröte herangekommen wie vorher und hat den Rest vom Film verknipst. Super!

Wir lassen uns zum Hafen von Meno zurückbringen. Markus spaziert den Strand entlang, während ich vom Hafen aus mit der starken Strömung fast gleich schnell im Wasser treibe. Nicht, dass ich heute zu wenig geschnorchelt wäre, nein, ich bin bloß zu faul zum Gehen. Im niederen Wasserstand der Ebbe schieße ich knapp über einen

unerwartet schönen Korallenteppich dahin und scheuche dabei mir noch völlig unbekannte Fische auf.

Bei unserem Ressorrt treffe ich gleichzeitig mit Markus ein und schwärme ihm vom letzten Schnorchelerlebnis vor, doch für heute reicht's an Wasser.

### **21. Tag, 7. Oktober 2003**

Am Vormittag besuchen wir noch einmal das Tauchzentrum, um den Fischatlas auszuleihen. Markus' Schätzungen bezüglich der Größe der gestern entdeckten Fische schwanken zwischen 3 und 4 Metern. Das halte ich für leicht übertrieben. Schließlich können wir das Tier eindeutig als „Humphead Parrotfish“ identifizieren. Der Text gibt eine Maximalgröße von 130 cm an! Meinen triumphierenden Blick quittiert Markus lakonisch mit dem Hinweis auf einen möglichen Druckfehler: „Die können sich schließlich auch einmal verschreiben, das heißt sicherlich 230 cm, wenn nicht sogar 330 cm!“ Wir einigen uns auf 2 Meter lange und somit überdurchschnittlich große Exemplare dieser „Büffelkopf-Papageiefische“.

Nach den so hitzigen Debatten im stickigen Tauchclub muss ich ins Wasser zum Abkühlen. Wie gestern lasse ich mich vom Hafen aus mit der Strömung zu unserem Ressorrt treiben. Das Wasser ist heute klarer und ich fliege mit der Strömung über die Korallenwälder. Dabei versuche ich in möglichst seichtem Wasser zu bleiben, um dort vielleicht noch unbekannte kleine Fischchen zu entdecken. Zwischen den Teppichen aus Weichkorallen sind Gräben und Mulden aus Sand eingebettet, beliebte Treffpunkte von Krebsen und Garnelen. Ich steuere auf so eine Sandmulde zu und erkenne im Näherkommen den Panzer einer riesigen Schildkröte! Ich versuche mit vorsichtigen Bewegungen meine Schwimmgeschwindigkeit zu verringern, treibe jedoch konstant auf das Tier zu. Als ich beinahe über ihm bin, bemerkt es mich. Bis dahin hat es mit seinem kräftigen Schnabel die Weichkorallen ringsum abgewickelt und gefressen. Nun dreht sich der Kopf am runzligen Hals nach hinten und die Augen versuchen mich zu erfassen. Ich kann mich mit kräftigen Schwimmbewegungen über dem Panzer in einem für die Schildkröte toten Winkel halten. Sie spürt meine Bewegungen im Wasser und verdreht ängstlich die Augen. Soll ich sie am Panzer zu berühren? Nahe genug wäre ich, aber wenn ich diesen Schnabel betrachte...

Immer noch rückwärts schielend erhebt sie sich aus der Mulde und kommt mir dadurch noch näher. Ich halte den Atem an und betrachte fasziniert die Schönheit dieses Tieres aus der unmittelbaren Nähe. Seine anmutigen Bewegungen stehen so im Gegensatz zu dem schweren und wuchtigen Panzer. Nun hat mich die Schildkröte endlich voll im Blick und ergreift sofort die Flucht. Ich versuche unter Ausnützung der Strömung mitzuhaltend, bin aber trotz der Flossen viel zu langsam. Beim Steilabfall des Riffs weiter draußen sehe ich kurz die helle Unterseite des Panzers aufblitzen, dann ist die Schildkröte verschwunden.

Noch ganz benommen vom Eindruck berichte ich Markus von meinem Glück, der sich sogleich hoffnungsvoll ins Wasser begibt, aber leider ohne Schildkrötenbegegnung bleibt. Wahrscheinlich habe ich alle verscheucht.

Am späteren Nachmittag durchqueren wir die Insel und sind über die vielen kleinen Häuser im Landesinneren erstaunt. Wir haben eher mit urwüchsiger Pampa als mit einem Dorf inklusive Fußballplatz gerechnet. Am Rand der Siedlung erhebt sich ein gewaltiger Kapokbaum, dessen Äste waagrecht absteigen. Für uns ist der Anblick dieser der Schwerkraft trotzen, weit ausladenden Äste befremdlich, denn unsere Bäume zuhause müssen mit Schneedruck rechnen und da wäre solches Wachstum fehl am Platz. Der Kapokbaum trägt an seinen Ästen lauter braune Kapseln, die an einem dünnen Stiel herabhängen. Blätter besitzt er zur Zeit keine. Wir pflücken eine Kapsel und öffnen sie. In ganz kleinen Kissen sind schneeweiße Fasern eingerollt, die sofort hervorquellen und beim Entfalten ihr Volumen verzehnfachen. Weich wie Daunefedern und von enormer Elastizität sind die Fasern, mit denen man ein Kissen stopfen könnte. Das tut man auch, wie uns kleine Kinder erklären, die uns beobachtet haben. Man nimmt dieses Kapok tatsächlich zur Füllung von Bettzeug. Wir brechen noch eine Kapsel ab und nehmen sie als Souvenir nach Hause mit. Mit diesem Dämmmaterial können wir unsere gesammelten Muscheln und Seeigelschalen bruchstark transportieren.

Hinter dem Dorf liegt ein Salzsee, der für die angebliche Malariaplage verantwortlich sein soll. Eine stinkende, braune Schlammflut, an deren Ufern in Plastikplanen das Salz durch Verdunstung gewonnen wird. Aber so wie es aussieht, haben die Einheimischen inzwischen ergiebiger Geldquellen gefunden, die Salzproduktion dient höchstens noch dem Eigenverbrauch.

Rechtzeitig zum Sonnenuntergang erreichen wir die Westküste. Ein langer, völlig unbesiedelter Sandstrand. Von Trawangan her dringen wilde Rhythmen übers Meer und wir sind froh, hier in völliger Einsamkeit und Stille dem Sonnenuntergang zusehen zu können.

Im diffusen Dämmerlicht erreichen wir den Bounty-Beach-Club, das einzige Hotel auf dieser Inselseite. Es dürfte auch das teuerste auf Gili Meno sein. Jedenfalls gibt es keine Gäste außer uns und angesichts der horrenden Preise werden wir nur eine Bananenmilch trinken und aufs Essen verzichten. Doch aus der Bananenmilch wird nichts, denn der Mixer gibt nach drei Umdrehungen jämmerlich aufkreischend den Geist auf. Ein herbeigerufener Techniker repariert die längste Zeit, aber wir warten das Ergebnis nicht ab, sondern kehren zu unserem Bungalow zurück.

## **22. Tag, 8. Oktober 2003**

Eigentlich wollten wir heute gemeinsam im Hafengebiet schnorcheln, damit niemand dem anderen die Schildkröten vertreibt. Doch meine ausgeliehene Schnorchelausrüstung ist so ein Glump, dass ich nach 3 Minuten im Wasser damit ertrinken

würde. Frustriert kehre ich zum Liegestuhl zurück und warte. Warte. Und warte. Markus ist schon über eine Stunde weg! Solange hat er es noch nie im Wasser ausgehalten! Ich kann mich nicht mehr auf den Inhalt meines Buches konzentrieren und gehe voller Sorge zum Hafen. Zu meiner Erleichterung entdecke ich das rote Ende des Schnorchels in der Lagune. Vor Kälte zitternd, mit blauen Lippen und ganz weißfältigen Fingern kommt Markus endlich heraus. Er hat zwar keine Schildkröte beobachten können, doch „alles andere“ hat er gesehen. Mehr bekomme ich aus ihm nicht heraus, so sehr klappert er mit den Zähnen, während er übers ganze Gesicht strahlt.

Ich will auch „alles sehen“, schnappe mir die Taucherbrille und stürze mich erwartungsvoll in die Fluten. Ich sehe jedenfalls „alles andere“ als Fische. Da ist zum Beispiel ein langes dickes Hanfseil. Oder zumindest sieht es so aus. Bis es sich bewegt und vorne Tentakel ausfährt, mit dem es Sand in den Rachen einstrudelt. Der riesige Wurm (ein Fachbuch zuhause verrät mir, dass es sich um eine seltene Spezies von schleimiger Seegurke handelte) ist über zwei Meter lang und kriecht gut getarnt über den Sandboden. Dann huscht etwas Farbiges unter einem Korallenstrauch hervor und verschwindet unter einem Stein. Ich warte bewegungslos, bis das Ding wieder hervorkommt. Zuerst strecken sich Fühler aus, die mit runden Augen bestückt sind. Dann folgen zwei bunte Blätter, die wie Flügel eines Schmetterlings aussehen. Sie sind an der Vorderseite eines länglichen Körpers befestigt, der von einigen gepanzerten Deckplatten geschützt ist. Am Ende kommen wieder Schmetterlingsflügel und lange Fühler. Oder ist dies der Anfang? Das Tier bewegt sich gleichermaßen vorwärts und rückwärts, sodass keine eigentliches vorne oder hinten erkennbar ist. Das Buch im Tauchclub gibt dem filigranen, bunten Wunderding den Namen: Manis-shrimps.

Nach dem Schnorcheln besuchen wir den Vogelpark in der Inselmitte. Gleich hinter der Eingangstür setzt mir der Führer prächtige Kakadus und Papageien auf die Arme und auf den Kopf. Auch Markus wird nicht verschont und ich kann goldige Fotos machen, während ihm ein frecher Vogel in die Ohren zwickt. Pfauen schlagen ihr Rad, schwarze Vögel fragen ständig „How are you?“ und andere wiederum plustern sich im Takt eines vorgeklopfen Rhythmus auf ihre doppelte Körpergröße auf. Es ist das erste Mal, dass wir die leuchtenden Farben der Federn mit den prächtigen Mustern von Fischen vergleichen. Bei den Vögeln verstehen wir diese wunderbaren Kreationen der Natur, aber bei Fischen, die in Tiefen leben, wo kein Licht mehr vordringen kann? Welche Brautschau in völliger Dunkelheit hat solche Farb- und Formenspiele nötig?

Zum Abendessen finden wir uns im Restaurant gleich beim Hafen ein. Mittlerweile sind wir in beinahe allen Restaurants gewesen und kennen jeden Angestellten an der Ostküste. Da wir öfters mit großen Banknoten bezahlen und Wechselgeld hier Mangelware ist, haben wir fast überall eine Gutschrift und ein garantiert freundliches Lächeln der Kellner ist uns gewiss. Als endlich einmal Kleingeld im Umlauf ist, rennen sie uns sogar nach, um die Schuld zu begleichen. Diese familiäre Atmosphäre macht die Insel zu etwas Einmaligen.

### **23. Tag, 9. Oktober 2003**

Heute fahren wir nochmals mit Polong zu den Schildkröten. Ich hatte ihm von meiner Begegnung im Hafen erzählt und von meiner Scheu, das Tier zu berühren. Er erklärt uns jedoch fachmännisch, wie man den Panzer seitlich packen muss, um zu einem „turtle-ride“ zu kommen. Das Tier tauche in der ersten Fluchtreaktion in die Tiefe und die Finger können sich unter dem Panzer verklemmen. Das ist das einzig Gefährliche an dem Abenteuer. Wenn man jedoch den Panzer schräg nach oben halten würde, tauche das Tier auf. Mit Rechtsdruck schwimme die Schildkröte nach rechts, usw... So könne man mit ihr durchs Wasser fliegen. Das wollen wir nun ausprobieren!

Außen am Boot hängend nehmen wir die Verfolgung der Schildkröten auf. Als wir ein besonders großes Exemplar auftauchen sehen, bleiben wir mit Hilfe des Motors ständig über ihm. Es wird ein langer Weg zum Atemholen für das Tier. Knapp unter der Wasseroberfläche sinkt es wieder tiefer, aus Angst vor dem seltsamen Boot mit vier Flossen. Das ständige Auf und Ab zehrt an den Luftvorräten und die Schildkröte muss schließlich nach oben. Endlich sind wir nahe genug um den Panzer zu packen, doch unsere Hände bleiben am Ausleger. Der Anblick des scheuen Tieres, das nun im vollen Sonnenlicht ganz nah bei uns ist, ist so überwältigend und Ehrfurcht gebietend, dass solch etwas Profanes wie ein „turtle-ride“ gänzlich ausgeschlossen ist.

Unser nächstes Ziel ist die Insel Gili Air, in deren Gewässer sich eine gigantische Mördermuschel befinden soll. Polong will sie uns zeigen. Der Wind ist heute recht unangenehm und der Wellengang macht unserem kleinen Boot „Rolli“ zu schaffen. Endlich, im Lee der Insel ist das Meer glatt und wir gleiten im klaren Wasser dahin. Polong taucht zu einem Felsen hinab und deutet in eine kleine Höhle. Wir folgen ihm und blicken in die geschwungene Öffnung einer imposanten Muschel, deren Fleisch braun gesprenkelt ist. Sie ist deshalb nicht so schön, wie ihre leuchtend blauen Artgenossinnen, dafür umso größer. Die „Spannweite“ ihrer „Kiefer“ – keine Ahnung wie das richtig heißt – beträgt fast einen Meter. Versetzt man mit der Hand das Wasser in Bewegung, dann zieht sich das Fleisch ruckartig zurück und die Muschel schließt sich im Bruchteil einer Sekunde. Ein unabsichtliches Drauftreten wäre fatal! Von daher stammen wohl die Schauernmärchen von den fußknochenknackenden Mördermuscheln, die den Taucher solange festhalten, bis er ertrunken ist.

Hier vor Gili Air liegen zahlreiche hellblaue Seesterne herum, als hätte man sie zur Dekoration des Korallengartens gezielt platziert. Aber leider gibt es auch viele abgestorbene, gebleichte und zerbrochene Korallenstöcke. Das Schnorcheln ist zwar immer noch schön, vor allem weil die Fische ihrem Standort treu geblieben sind, doch man kann anhand der vereinzelt, intakten kleinen Nischen erahnen, wie prächtig die Unterwasserwelt dieser Insel einmal gewesen sein muss.

Polong wurde auf Meno geboren. Als er sieben Jahre alt war, hat er am Strand zum ersten Mal weiße Menschen gesehen und ist in Panik davongerannt. Damals waren

die Meere noch gesund und die Insel von einem wunderbaren Riff umgeben. Sie haben den Schildkröten beim Eierlegen zugesehen und die frisch geschlüpften Jungen ins Wasser begleitet. Auf Bali verkochten Einheimische Schildkröten zu Suppe. Als die Touristen das Tropenparadies entdeckten, stieg der Bedarf an Krötensuppe. Es kamen immer mehr Touristen. Die Schildkröten konnten mit diesem Wachstum nicht mithalten und starben auf Bali aus. Nun führen die Fischer zu den Nachbarinseln. Vor Gili Meno wurden die Tiere abgeschlachtet, bevor sich die Inselbewohner der Tragödie bewusst werden konnten, denn auf Meno selbst war Schildkrötenfleisch seit je her verpönt.

Neben den gepanzerten Delikatessen zog der Fischreichtum auch Menschen von Lombok an. Sie probierten ihre neuen Fangmethoden vor Meno aus: Dynamit. Damit ging gleich alles kaputt. Polong ist traurig, wie er uns das alles erzählt, obwohl das Dynamitfischen heute verboten ist. Denn die Tragödie geht weiter. Anstelle der toten Fische werden nun lebende Fische gebraucht. Für die Japaner, die ihren Fisch im Restaurant am liebsten selbst umbringen und für die „Fischfreunde“ auf der ganzen Welt, die ihre Aquarien mit diesen farbenprächtigen Kleinoden füllen wollen. Oder, wie bei den Chinesen ganz beliebt, der Napoleonfisch, dessen Knollennase ein Potenzmittel sein soll! Um an solche Fische heranzukommen wird Zyanid eingesetzt. Ein Nervengift, das die USA erfolgreich zur Exekution der Todesstrafe verwenden. In geringeren Dosen führt Zyanid zur zeitweiligen völligen Lähmung der Fische und man kann sie leicht fangen. Manche Fische verkriechen sich mit letzter Kraft noch in eine kleine Korallenhöhle, sodass man sie mit Brechstangen herausholen muss. Mit dem Zyanid werden noch größere Schäden angerichtet, als mit dem Dynamit. Denn je nach Dosierung, die von der erwarteten Fanggröße der Beute abhängt, werden die kleineren Lebewesen allesamt umgebracht. Es ist auch für die Fischer nicht ungefährlich, die das Zyanid unter Wasser versprühen. Doch bei Kilopreisen von 100 Dollar für einen lebenden Napoleonfisch denkt niemand nach. Das sind Jahresgehälter hierzulande!

Das was vom Riff nach den menschlichen Invasionen noch übrig geblieben war, zerstörte das el-niño-Jahr 1996 mit Meerestemperaturen, die durchschnittlich um 2,3° höher lagen. Die Polypen starben, die Korallen verblichen und das Riff wurde zur leblosen Mondlandschaft. Dieses Phänomen, wegen seiner Farbe auch „Korallenbleiche“ genannt, betrifft sämtliche tropische Meere. Von den Malediven bis zum großen Barriereriff.

Mittlerweile ist zwar das Giffischen verboten, aber der Besitz von Zyanid bleibt legal. Ein zahnloses Gesetz, das nicht exekutiert werden kann.

Polong arbeitet in einem Projekt zur Erhaltung der Meeresfauna mit. Er ist verantwortlich für die Errichtung von fixen Bojen, an denen die Schiffe, die Taucher oder Schnorchler im Meer aussetzen, festmachen können. Denn die Anker richten ebenfalls große Schäden an.

Schildkröteneier werden unmittelbar nach der Eiablage im Sand eingesammelt und auf Gili Air in ein Reservat gebracht. Dort pappelt man die Jungen solange auf, bis sie

groß genug sind, um die ärgsten Gefahren im Meer durchstehen zu können. Dann erst werden sie ins Meer entlassen.

Es hat sich schnell herumgesprochen, dass die Unterwasserwelt nicht mehr so intakt ist wie früher und die Touristenzahl ist zurückgegangen (geblieben sind leider die, die auf Schildkrötensuppe nicht verzichten wollen). Das hat die Einheimischen langsam aufwachen lassen und sie sehen ein, wie wichtig Naturschutz ist, da der Tourismus die einzige konstante Geldquelle darstellt. Es besteht daher Hoffnung, dass auch die Touristen von dieser Einsicht erfasst werden und ihr „sea-food“ etwas kritischer konsumieren.

Als Polong seine Schilderung beendet, hat der Wind fast Sturmstärke erreicht. Wir müssen aber noch die Meerenge zu Gili Meno überwinden! Hohe schaumgekrönte Wellen nehmen uns zeitweise die Sicht auf unsere flache Insel. Das Boot Rolli kämpft sich tapfer durch die wogende See und wir werden von der Gischt nochmals bis auf die Haut durchnässt. Die Rückreise ist zeitraubend, denn Polong muss den Motor drosseln, sobald er auf einem Wellenberg angelangt ist und kann nur Gas geben, wenn wir seitlich auf einer Welle entlang reiten. Er blickt konzentriert und angestrengt nach vorne, was ihm einen bösen und verbitterten Gesichtsausdruck verleiht. Doch wenn er uns ansieht, wie wir unsere tiefenden Handtücher schützend vor die Augen pressen, muss er laut auflachen. Unsere Nusschale erreicht wohlbehalten Meno und wir verabschieden uns einstweilen von Polong.

Beim Abendessen setzt plötzlich ein heftiger Platzregen ein. Im Pizzaofen, der erst vor kurzem angefeuert worden ist, zischt die Glut auf, weil das Kamin keinen Schutz besitzt und Markus' echte Steinofenpizza mutiert zu einem laschen Elektrogrilllappen. Eine Horde wilder Katzen umschleicht unseren Tisch und balgt um jeden Bissen Pizzateig. Es knurrt, faucht und schmatzt zu unseren Füßen wie bei einer Raubtierfütterung. Danach staksen die halbwilden Kreaturen pfotenschüttelnd durch die großen Pfützen davon.

Es ist unser letzter Abend auf Meno. Auf dem Nachhauseweg winkt uns jeder Kellner zu, die Bootsbesitzer grüßen uns und auch die paar Touristen tragen bekannte Gesichter. Ich bin ein wenig traurig, all die netten Menschen zu verlassen, aber wir sind jetzt schon beinahe 5 Tage hier und vor uns liegen noch etliche tolle Reiseziele. Morgen werden wir nach Bangsal (wie es uns Abdul prophezeit hat) zurückkehren müssen. Doch Mulyadi, ein ganz netter Bursche von unserem Restaurant hatte eine gute Idee. Er kennt jemand auf Lombok, der ein Privatauto besitzt. Der würde uns direkt vom Hafen in Bangsal an Abdul vorbei zum Fährhafen nach Lembar fahren. Zum Taxitarif, der sogar billiger ist, als die hier angepriesenen Busreisen.

## ZURÜCK IN PADANGBAI

### 24. Tag, 10. Oktober 2003

Bereits um 7:30 Uhr stehen wir mitsamt unserem Gepäck im Hafen von Gili Meno. Das ist ein Platz am Strand wie jeder andere, den einzigen Unterschied bildet die unscheinbare Tafel, auf der „Harbour“ steht. Bekannte braune und weiße Gesichter ziehen vorbei und wünschen uns gute Weiterreise. Mulyadi taucht auf und sieht nach dem Rechten, erklärt uns, dass der Fahrer in Bangsal seit 7 Uhr auf uns wartet. „Warum denn so früh?“, will ich erstaunt wissen, „Unser Boot fährt doch hier frühestens um 8 Uhr ab?“ Mulyadi erklärt, dass es besser sei, wenn der Fahrer wartet, als wenn wir in Bangsal herumhängen würden.

Plötzlich steht Polong da. Mit seinem versteinerten Gesicht und den durch die Lidfalten geschlitzten Augen sieht er uns durchdringend an. Eine kurze Stille entsteht, ich weiß nicht recht, wie ich seine Mimik deuten soll. Da streckt er uns die Hände entgegen, durch seine Gesichtszüge blitzt auf einmal Verlegenheit und er nennt uns „friends“. Er würde gerne mit uns warten, doch er müsse leider jetzt schon nach Gili Air aufbrechen. Dann lässt er unsere Hände los, klettert in sein Boot und winkt uns zu, bis er außer Sichtweite ist. Soviel Gefühl hätten wir unserem verschlossenen Kapitän gar nicht zugeutraut! Am liebsten würde ich bei all den netten Menschen auf Gili Meno bleiben.

Ein Tankschiff mit 1000 Litern Süßwasser legt an und pumpt seinen Inhalt in die leeren Brunnenschächte. Dann endlich sind wir an der Reihe und Mulyadi hilft uns beim Einsteigen in den schwindligen Kahn. Zusammen mit Abfall, Alteisen, leeren Kanistern und schmutziger Bettwäsche finden wir einen Platz im kleinen Boot. Der Wind ist seit gestern unvermindert heftig und so versuchen wir unser Gepäck unter den Sitzbänken vor dem Spritzwasser zu schützen. Im Gegensatz zu anderen Fahrgästen bleiben wir relativ trocken. In Bangsal angekommen, klappt wirklich alles reibungslos. Ein Mann erwartet uns schon und führt uns zum Auto. Der Fahrer durfte bis zum Strand fahren und somit müssen wir nicht zu Fuß an Abduls Büro vorbei. Welch Erleichterung!

Es ist ein gutes Auto, sogar mit einem Ansatz von Federung, aber der Fahrer entpuppt sich als Raser und strapaziert meine Adrenalinproduktion. Er nimmt den kürzeren Weg über die Hügelkette, anstelle der uns bereits bekannten Küstenstraße. So erhalten wir noch eine Rundfahrt ins Innere von Lombok. Reste tropischer Regenwälder säumen die Straße, wilde zerfranste Palmen wuchern in einem Chaos aus Lianen, Luftwurzeln und Riesenfarnen. Affen lungern auf der Fahrbahn und machen nur widerwillig dem hupenden Auto Platz. Dann ändert sich das Landschaftsbild und die Palmen stellen sich hintereinander zu einer Allee aus lebenden Betonsäulen auf. Die glatten Oberflächen ihrer hellgrauen Stämme werden

vom Straßenerhalter mit roten Streifen bemalt und machen die Palmen zu wichtigen Verkehrszeichen.

Wir erreichen Lembar bereits um 10:00 Uhr, die nächste Fähre sollte in einer halben Stunde abfahren. Ungewöhnlich viel Militär ist präsent und wir werden gebeten unsere Rucksäcke zu öffnen. Sie fragen uns nach Waffen, Sprengstoff oder Rauschgift. „Das ist doch wohl ein Witz, wer verübt den hier Attentate auf Touristen?“, denken wir uns. „Aber uns soll's recht sein, wenn streng kontrolliert wird. Wer weiß, vielleicht haben die einen konkreten Verdacht?“ Wir erfahren den Grund für die erhöhten Sicherheitsmaßnahmen später. In zwei Tagen ist Balis „ground-zero-day“. Der Jahrestag der Bombe, die in Kuta 200 Menschen getötet hat. Zahlreiche Gedenkfeiern sollten unbehelligt stattfinden können.

An Bord des Schiffes gibt es keinen Schatten und die Sonne brennt unbarmherzig auf das Stahldeck. Ich habe das Gefühl, auf einer Herdplatte zu sitzen. Endlich läuft die Fähre aus dem Hafen aus. Doch anstelle der erhofften frischen Meeresbrise weht nur leichter Rückenwind, der genau unserer Fahrtgeschwindigkeit entspricht. Fazit: Windstille. Es gäbe vorne neben der Kommandobrücke ein kleines Vordach, das Schatten spenden würde. Aber der Eintritt ist verboten und der Zugang abgeriegelt. Ich wage einen Versuch und klettere über die Absperrung. Markus folgt mir und wir hocken nun am schattigen Boden mit dem Rücken an die Kommandozentrale gelehnt. Kein Mensch regt sich auf und wir bleiben die ganze Fahrt über hier. Es dauert wieder 5 Stunden, bis wir Padangbai erreichen und auch diesmal ist der Hafen durch eine Fähre bereits blockiert. Über eine Stunde warten wir vor der Küste. Der Agung, Balis höchster Vulkan, steht wolkenfrei in der Abendsonne. Das Wetter hat sich entschieden gebessert.

Endlich wird unsere Fähre abgefertigt und wir suchen zielstrebig unseren Bungalow auf, den wir vor 10 Tagen verlassen haben. Bevor ich irgendetwas auspacke muss ich unter die Dusche! Herrlich, sich soviel Süßwasser über den Körper rinnen zu lassen, wie man will. Keine Flaschendusche aus geklautem Wasser! Wir konnten auf Gili Meno mit dem Salzwasser nicht einmal Wäsche waschen, deshalb wandert jetzt alles zum Laundryservice.

Heute ist Vollmond und die halbe Stadt pilgert zum Tempel. Dort gibt es eine großangelegte Zeremonie, wahrscheinlich mit Hahnenkämpfen. Wir besuchen stattdessen unser Stammlokal und kriechen müde unters Moskitonetz.

### **25. Tag, 11. Oktober 2003**

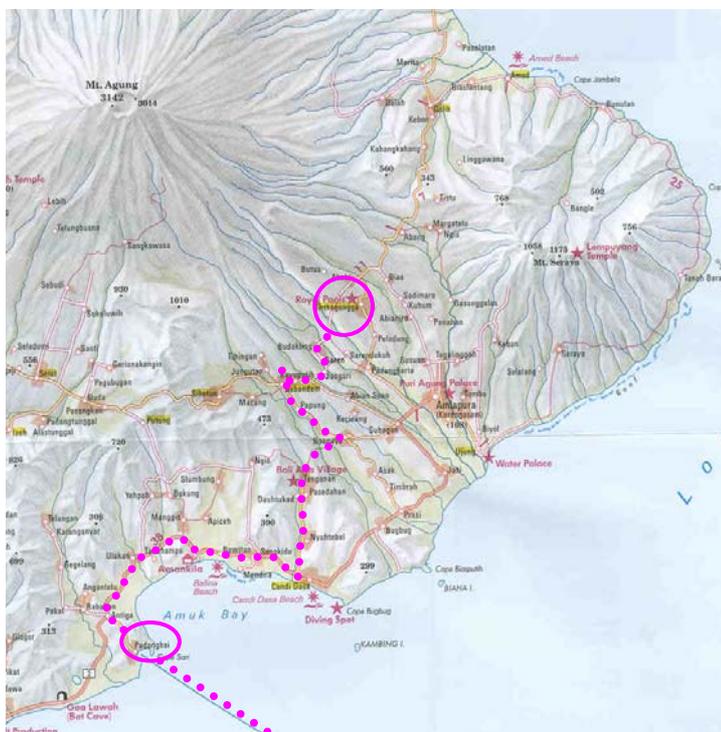
Heute ist Rasttag, schon unser Frühstück zieht sich gemütlich in die Länge. Schließlich raffen wir uns auf und versuchen beim Perama Office einen Busplatz für die morgige Fahrt nach Tirta Gangga zu organisieren. Doch Perama fährt nicht, weil morgen Balis „ground-zero-day“ ist. Und überhaupt sind in Ermangelung von Touristen

nur mehr ganz wenige Perama Busse unterwegs. Eigentlich gar keine mehr, erfahren wir nach genauerem Nachfragen, zumindest nicht entlang unserer geplanten Reiseroute. Ernüchtert kehren wir in unsere Unterkunft zurück. Sollen wir ab jetzt bloß mehr mit den Bemos reisen?

Eine der hier Angestellten, Dani heißt sie, will uns weiterhelfen. Sie kennt jemand mit einem Auto, der uns nach Tirta Gangga bringen könnte. Das wäre etwas günstiger als ein Taxi. Das Angebot nehmen wir an.

Mittlerweile ist es sehr heiß geworden und mit Schnorchel und Flossen flüchten wir in den Schatten der Lagune. Seit unserem letzten Aufenthalt in Padangbai haben wir einiges an Unterwassererfahrung gesammelt und bewegen uns inzwischen viel unbeschwerter und frecher zwischen den Fischen. Durch den Vergleich mit Lombok und den Gili Inseln schätzen wir die Schönheit und Artenreichtum dieser Lagune jetzt erst richtig. Die für uns unangenehm kalte Strömung ist der Schlüssel für die Vitalität und Farbenpracht der Korallen. „El niño“ konnte hier keinen großen Schaden anrichten. Wir wagen uns weiter hinaus als die letzten Male, schwimmen über Unterwasserschluchten und Hirnkorallenberge, Markus entdeckt sogar einen kleinen Stachelrochen!

Nach dem Schnorcheln finden wir uns im Tauchcamp ein und schmökern wieder durch die Bildbände auf der Suche nach dem eben Geschauten. Ein Bayer, der erst heute angereist ist, erzählt von Kälte und Schneefall bis in die Täler daheim. Kaum vorstellbar. Es klingt wie eine Botschaft aus einer anderen Welt, von der man einmal etwas vernommen hat.



erzählt von Kälte und Schneefall bis in die Täler daheim. Kaum vorstellbar. Es klingt wie eine Botschaft aus einer anderen Welt, von der man einmal etwas vernommen hat.

Als wir in unseren Bungalow zurückkehren, finden wir die Wäsche sauber und gebügelt vor der Türe. Fast schade, alles wieder in den Rucksack zu stopfen, aber wir müssen jetzt packen.

## TIRTA GANGGA

**26. Tag, 12. Oktober 2003**

Während wir noch frühstücken ist unser Chauffeur schon da. Die indonesische Pünktlichkeit nervt mitunter.

Unter einem wolkenlosen, lichtblauen Himmel kurven wir zum Fuß des Mt. Agung empor. Bei unserem letzten Ausflug hierher war der Berg in weiße Schleier gehüllt, jetzt sind seine schwarzen Lavaflanken wie zum Greifen nah. Der Vulkan hat dieser Insel ihr Leben geschenkt, ihre Fruchtbarkeit, ihre Landschaft, dennoch scheint er nicht dazu zu gehören, bleibt ein Fremdkörper inmitten dieser tropischen Landschaft. Seine Hänge sind so steil und unwirtlich, dass sich neben spärlichem Gras kaum ein anderer Bewuchs halten kann. In der feuchtheißen Luft flimmert seine Erscheinung oftmals wie eine Fata Morgana, doch heute, durch die Trockenheit, stellt seine klare Präsenz fast eine Bedrohung dar. In Tirta Gangga ist man dem Vulkan so nahe, dass man den Kopf in den Nacken legen muss, will man den scharf gezackten Kraterrand am Gipfel des über 3000 m hohen Berges erkennen. Danach gleitet der Blick erschöpft den langen Weg ins Tal hinab und verweilt in den unzähligen Wasserbecken der Reisterrassen, in denen sich das majestätische Dreieck spiegelt.

Wir beziehen ein ganz tolles Zimmer in einer Art verspieltem Schlösschen. Der Hausbesitzer ist ein Künstler. Aus Fliesen hat er grüne Pyramiden geformt, die den Treppenaufgang zieren, es gibt dreieckige und runde Fenster und Möbel aus knorrigem Wurzelgehölz. Das alles ist zwar nicht unbedingt zweckmäßig dafür unheimlich liebevoll gemacht. Der Bauherr ist auch noch lange nicht fertig, stolz erklärt er uns, was in den nächsten Jahren alles hinzukommen wird. Die Zukunft des Wohnraums ist uns zwar ziemlich egal, Hauptsache das Vorhandene funktioniert. Wir einigen uns auf einen lächerlichen Zimmerpreis inklusive Frühstück. Ich teste sogleich die Dusche, da ich von der Fahrt verschwitzt bin und erschrecke bei der Wassertemperatur. Das Quellwasser hier ist verdammt kalt! Boiler gibt es leider keinen. Als die Hausherrin eine Thermoskanne heißen Wassers und einen Bund Bananen bringt, sage ich zu spaßhalber zu Markus, er könne ja später mit dem Teewasser duschen. In der kleinen Küchenecke finde ich Teebeutel und Zucker. Ich schenke mir eine Tasse Tee ein und reiße eine Packung Kekse auf. Als ich mir nachgießen will, meint Markus verärgert: „Zuerst machst du Versprechungen und jetzt säufst du mir das ganze Badewasser weg!“

Wir halten uns jedoch nicht lange im Zimmer auf, sondern brechen zu einer ausgedehnten Wanderung durch die Reisfelder auf. Aus Vorsicht wegen der möglichen Schlangen tragen wir erstmals unsere Turnschuhe an unseren Füßen, bis jetzt schlepten wir sie nur in den Rucksäcken sinnlos herum.

Unsere tierischen Begegnungen beschränken sich zum Glück auf Enten, die in den Reisfeldern gehalten werden, um die Moskitolarven zu dezimieren. Den Abschluss der

Wanderung bildet ein Besuch in der Gärtnerei, die auf kleinster Fläche alle tropischen Blumen und Orchideen vereint, die man in Balis Gärten findet kann.

Und nicht nur in den Gärten, auch in unserem Zimmer stehen zwei Blumensträuße! Gibt es also einen zweiten Schlüssel? Doch ein kurzer Blick über unsere verstreut umherliegenden Sachen zeigt, dass jeder Verdacht falsch am Platz ist.

Ich trinke Markus nun wirklich das letzte Duschwasser aus der Thermoskanne weg und lausche dabei seinen Entsetzensschreien aus dem Bad. Ich vermute, dass wir ab sofort wohl immer Zimmer mit einem Heißwasserboiler aussuchen werden.

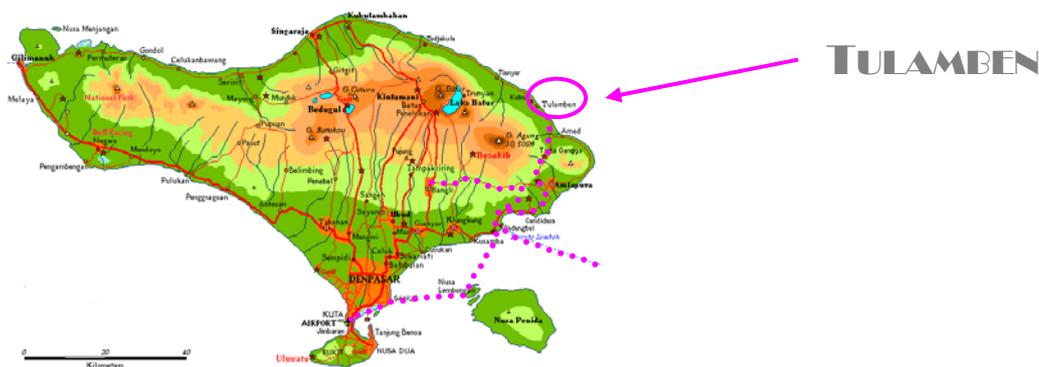
Zum Abendessen müssen wir ins Dorf. Es ist egal, welches Restaurant wir wählen, wir sind ohnehin die einzigen Gäste. Es wird uns ein seltsames Tofugericht mit Erdnussauce serviert. Als Nachtisch probiere ich einen Schokoladepudding mit Jackfruits: Eine warme, braune Zuckersuppe mit einem Hauch von Kakao, darin die klebrigen, bazookakaugummiähnlichen Fruchtstückchen. Sehr gewöhnungsbedürftig.

Als wir uns im Dunkeln unserem Heim nähern, hören wir schon von weitem ein seltsames Motorengeräusch. Eine Maschine knattert wie ein automatisches Gewehr. Was kann das sein? Das Haus ist bloß als schwarzer Umriss zu erkennen, kein Licht brennt, niemand ist da. Nur der Lärm. Wir leuchten mit der Taschenlampe die Umgebung ab, es ist nichts zu sehen. Am Gartentor ist das Knattern am lautesten. Ich folge einfach der Intensität, beuge mich über eine kleine Mauer und da höre ich es ganz deutlich unter mir! Das Licht der Taschenlampe reflektiert auf dem Wasser, es ist ein Seerosenteich. Frösche? Ist das möglich?

Wir leuchten lange umher, bis wir endlich eine dieser Höllenkrachmaschinen entdecken. Ein ganz zarter, zierlicher Frosch hält sich am Seerosenblatt fest, während seine Hinterbeine im Wasser liegen. Der Kehlkopf zuckt bei jedem kleinen Knall zusammen. Es klingt als ließe dieser kleine Kerl in seiner Kehle die Luft explodieren. Und das in sehr kurzen Intervallen, sodass eine Art Knattern entsteht, so laut, dass wir uns anschreien müssen, obwohl wir nebeneinander über den Teich gebeugt stehen. Das wird ja eine heitere Nacht werden! Wir haben schon Erfahrung mit Hähnen und Gänsen, Enten, Vögel und Hunden, aber balzende Frösche sind neu für uns.

Wir liegen im Bett und lassen uns von den exotischen Geräuschen betören. Als die Knatterfrösche endlich ihr Liebesspiel beenden, setzen die Zikaden ihre Rätschen ein. Die machen so ziemlich den gleichen Krach wie die Frösche. Unser Haus- und Hofhund geht mit seinem kläglichen Gejaul fast darin unter. Nach einer Weile erheben die Knarrfrösche (muss eine andere Spezies sein) ihre Stimme. Sie erzeugen ein Geräusch, das man am besten anhand eines beliebten Souvenirs aus der Gegend erklären kann. Es handelt sich um ein holzgeschnitztes Tier, das inwendig ausgehöhlt worden ist, um als Klangkörper zu dienen. Am Rücken besitzt der Holzfrosch eine Reihe treppenartiger Zacken, auf denen ein Holzstäbchen auf und ab bewegt wird. Je schneller dies geschieht, umso ähnlicher wird das Raspeln dem Knarren der leibhaftigen Frösche.

Irgendwann beginnt es zu rauschen und die Tierstimmen verebben. Es regnet.



**27. Tag, 13. Oktober 2003**

Morgens hängen noch Reste der nächtlichen Regenwolken herum und es ist drückend schwül. Unsere Hausherren sind ausgeflogen und wir können ihnen nicht einmal das Zimmer bezahlen. Im Dorf führt die Schwester unseres Vermieters ein kleines Restaurant, dort lassen wir das Geld und den Schlüssel einfach zurück. So ein gegenseitiges Vertrauen kann man sich bei uns kaum vorstellen.

Keine fünf Minuten später sitzen wir bereits in einem Minibus, der in Richtung Norden fährt. Ein Minibus ist ein etwas größeres Bemo, mit einem seitlichen Einstieg. Das hat den großen Vorteil, dass die Abgase nicht direkt vom Auspuff in den Fahrgastraum eingesaugt werden. Die Fahrt verläuft recht zügig und reibungslos durch Reisterrassen bis an die Küste. Dort wird die Landschaft karg und trocken. Dieser Landstrich bekommt nur ganz selten Niederschläge ab, weil sich die Wolken immer bereits am vorgelagerten Vulkan abregnen. Eine trostlose Landschaft, staubig und voller Dornengestrüpp. Wir passieren nur ganz wenige Siedlungen.

An den ersten Reklameschildern, die für Tauchzentren werben, erkennen wir, dass wir bald am Ziel sind. Tulamben heißt das Kaff, in dem wir schließlich aussteigen. Eine unglaubliche Hitze brütet über der Häuserzeile, die die Landstraße säumt. Alles ist von einem grauen Staubschleier überzogen, kein grünes Blatt, keine Blume ist zu sehen. Ich bleibe im Schatten eines verlassenen Hoteleingangs beim Gepäck und lasse Markus die Unterkünfte besichtigen. Mir ist zu heiß und ich flüchte gedanklich in tiefverschneite Himalayataäler. Markus hat sich inzwischen fürs „Paradise“ entschieden. Klingt ja verlockend. Ist es auch. Nur 50 m unterhalb der Straße öffnet sich nach einem kochenden Teerparkplatz ein kühler, schattiger Garten, mit natürlichen Laubengängen aus dunkelroten, weißen und violetten Bougainville. Saftiggrüne Sträucher wuchern im Halbdunkel, dazwischen ragen schlanke Kokospalmen in das kleine Stückchen Himmel, das in diesem Urwald noch zu sehen ist. Und dazwischen, fast unbemerkt, gruppieren sich nette Bungalows. Die Auswahl fällt schwer, es sind kaum Zimmer belegt und uns bleibt die Qual der Wahl. Wir entscheiden uns für einen heißen Boiler, aber gegen eine Aircondition. Ob das sinnvoll ist – bei diesen Temperaturen, bezweifle ich. Die Luft hat wohl über 35°C und mir rinnt der Schweiß über den Rücken. Schnell habe ich den Bikini und die

Schnorchelausrüstung aus dem Rucksack herausgerissen. Ich muss ins Meer zum Abkühlen, sonst kippe ich noch um!

Der Strand besteht aus orangengroßen, schwarzen Steinen, die vom Meer rund geschliffen sind. Kein Sand, nur Steine. Das ist die beste Voraussetzung für klares Wasser. Praktisch auch zum Anziehen der Flossen, kein lästiger Sand schabt die Haut wund. So tauche ich ein und finde mich sogleich inmitten eines großen Barracudaschwarmes. Diese Raubfische sind zwar für den Menschen harmlos, aber ich versuche lieber etwas Distanz zu gewinnen. An der Riffkante bricht jedoch ein großer Titandrückerfisch Korallenäste mit seinen scharfen Zähnen ab, dem sollte man auch nicht zu nahe kommen! Es bleibt mir nur ein enger Fluchtkorridor und ich schwimme mit schnellem Flossenschlag über spitzige Feuerkorallen. Da flitzt ein silbriger Fischlaib unter mir durch, ich traue meinen Augen kaum: Ein Hai!

Er ist kaum länger als einen Meter, doch die ganz typische Körperform mit den dreieckigen Flossen ist unverkennbar. Ich folge ihm ins seichte Wasser und kann ihn noch einmal kurz von der Seite sehen. Eindeutig ein Hai! Sein an der Unterseite liegendes Maul, die listigen Augen und die charakteristischen Kiemenschlitze an seiner Seite lassen mein Herz schneller schlagen. Das muss ich Markus berichten! So schnell ich kann, schwimme ich ans Ufer und überfalle Markus noch ganz atemlos mit meinen Schilderungen von Haien und riesigen Fischen.

Ich bin noch nicht einmal mit Abtrocknen fertig, da liegt Markus schon schnorchelnd im Wasser. Der Hai ist leider abgetaucht, dafür begegnet Markus einem Rotfeuerfisch, der anstelle von Flossen lange federartige Stacheln besitzt, die äußerst giftig sind. Diese Federn stellt das Tier bei Gefahr prächtig zur Schau und plustert sich bis zur Größe eines Fußballes auf. Seine farbenprächtige Zeichnung dient ebenfalls als Abschreckung und ist in leuchtendem Rot mit weißen oder schwarzen Streifen gehalten. Deshalb der Name Rotfeuer. Der Zusatz Fisch ist eigentlich unpassend, denn mit einem Fisch hat der Federbusch wirklich keine Ähnlichkeit.

Wir sind die einzigen Schnorchler unter den wenigen Touristen. Alle anderen tauchen. Wie sich herausstellt, sind sogar einige Österreicher darunter, die sich im Bereich der Unterwasserfotografie einen Namen gemacht haben. Tulamben ist nämlich als eines der schönsten Tauchgebiete bekannt, weil hier das Wrack eines im 2. Weltkrieges gesunkenen Schiffes liegt. Anfangs rostete die „Liberty“, ein amerikanisches, bewaffnetes Frachtschiff, am Strand vor sich hin, bis 1963 der Mt Agung bei einem gewaltigen Vulkanausbruch die gesamte Nordküste mit seinen Lavaströmen verwüstete und das Wrack 50 Meter weit ins Wasser schleuderte. Nun ruht es auf dem ca 30 m tiefen Meeresboden, seine höchsten Teile ragen bei Ebbe jedoch fast aus dem Wasser. Der Rumpf ist überwuchert von einer unglaublichen Vielfalt an Korallen, Schwämmen und Röhrenwürmern. Riesige Fächer (Gorgonien) filtern Plankton. An ihren äußersten Spitzen haben sich gelbe oder neongrüne Haarsterne niedergelassen. Seepferdchen hängen in den Zweigen und und und. Es ist unmöglich die Schönheit dieses Platzes in Worten zu schildern. Die Fauna des Schiffswracks

zieht natürlich auch eine entsprechende Zahl von Fischen an, von seltenen Einzelgängern bis hin zu großen Schulen, die sich immer wie ein Kreisel drehend im Inneren des Wracks aufhalten.

Nur der Liberty verdankt Tulamben seine Existenz. Sonst hätte hier nie jemand eine Unterkunft gebaut. Für uns Laien ist es eine tolle Möglichkeit, von den Erfahrungen der Profis zu lernen. Wie man zB eine Taucherbrille so präpariert, dass sie nicht mehr anläuft. Und Christian, einer der österreichischen Taucher ist froh, dass er interessierte Zuhörer für seine Tauchstories gefunden hat. Wir ergänzen uns wunderbar.

Nachmittags wage ich mich zum Wrack. Zuerst soll ich rund 200 Meter dem Strand entlang Richtung Norden halten, dann sei es rechtwinklig zum Ufer leicht zu finden. Ich schwimme mich trotzdem. Wenn ich mich an der angegebenen Stelle zum offenen Meer wende, fällt der Meeresgrund unter mir stetig ab, bis ich nur mehr Wasser sehen kann. Kein Schiff weit und breit. Nur ein zunehmend flaves Gefühl im Magen. Endlich taucht aus dem bodenlosen Blau die Silhouette des Schiffsrumpfes auf und erleichtert bleibe ich die längste Zeit wie eine Boje konstant über dem höchsten Punkt des Buges. Es sind so viele Taucher im Wrack, dass ich wie in einem Whirlpool liege. Die Luftblasen im Wasser bilden wunderschöne silbrige Bälle, die man mit dem Finger in kleinere Kugeln zerstechen kann. Doch meine Interesse gilt mehr den großen gelb-schwarz gestreiften Fischen, deren Flossen statt mit Streifen mit Punkten übersät sind. Süßlippen heißen sie, ich nenne sie für mich Zebrafische. Sie sind scheu und stehen unbeweglich unter dem abgebrochenen Mast, der auf dem Sandboden liegt. Auch der Mast ist mit einer dicken Korallenkruste überzogen. Leider ist das Meer hier einige Meter tief und das Abtauchen schmerzt mir jedesmal in den Ohren. Den richtigen Druckausgleich muss ich erst noch lernen. Christian wird mir das sicherlich gerne erklären.

Auf dem Rückweg begleitet mich ein Schwarm großer brauner Fische, mit gelben Flossen. Sie ziehen in immer enger werdenden Kreisen um mich herum und verdrehen dabei die Augen, so als ob sie etwas von mir erwarten würden. So nett ihre Neugier ist, mir ist ihre Nähe nicht ganz geheuer. Denn diese Doktorfische besitzen am Schwanzflossenansatz gelbleuchtende kleine Messer, die scharf wie Rasierklingen sind. Bei einer Berührung könne es leicht zu Schnittverletzungen kommen, hat Christian uns gewarnt. Die Fische drehen enttäuscht ab und lassen mich allein gegen die Strömung, den heftigen Wind und die unangenehmen Wellen zurückkämpfen. Entkräftet, ausgelaugt und frierend treffe ich im Paradise ein. Die Sonne versteckt sich hinter dicken Wolken, der Wind ist zum Sturm angewachsen und ich bin Markus für die heiße Dusche sehr sehr dankbar.

## 28. Tag, 14. Oktober 2003

Von unserem Balkon aus könnten wir mit etwas längeren Armen Kokosnüsse direkt aus der Palmenkrone pflücken. Aber der heftige Wind kommt uns zuvor und schüttelt die Früchte gewaltsam ab. Vormittags zerfetzen die Sturmböen die geschlossene Wolkendecke und mit den ersten Sonnenstrahlen bin ich im Wasser beim Wrack. Doch heute ist die Strömung stark und die Wellen zu hoch. Als ich endlich wieder ins seichte Wasser gelange, bin ich fast seekrank.

Wir verbringen den Vormittag mit Büchern übers Tauchen und Christians Horrorgeschichten, was alles im Wasser gefährlich sein kann. So harmlos sind die Fische nämlich gar nicht. Der Steinfisch zum Beispiel besitzt so starkes Gift in seinen Rückenstacheln, dass er einen Menschen damit töten kann. Hat man etwas Glück, muss vielleicht bloß der Fuß amputiert werden. Der Fisch ist extrem gut getarnt, sieht aus wie ein Stein (daher sein Name) und wartet regungslos im seichten Wasser auf Beute. „Also immer gut aufpassen, wo man hinsteigt oder hingreift!“, mahnt Christian.

Am Nachmittag schwimme ich nicht mehr zum Wrack, sondern in die andere Richtung zu einer zerklüfteten Küste aus spitzen Lavagesteintürmen. Auf dem Weg dorthin liegt ein lebloser Abschnitt aus braunem Sand, den ein Fluss im letzten Monsunregen hierher geschwemmt hat. Die Sicht ist stark getrübt und ich orientiere mich an einem großen dunklen Stein, auf den ich zuhalte. Aber plötzlich kommt der Stein auf mich zu! Ich starre in die graue Masse, glaube schon fast an Gespenster, bis ich endlich einen Schwarm Fische erkennen kann. Ein silbriger Leib neben dem anderen dreht sich um ein unsichtbares Zentrum. Ein beeindruckendes Schauspiel. Es sind junge Makrelen mit einem orangen Querstreifen und großen schwarze Augen. Sie lassen sich von mir kaum stören. Schwimmend kann ich ihren Kreisel über den Strand tanzen lassen, nur schnelle heftige Bewegungen bewirken ein Auseinanderbrechen der Fischkugel, die sich jedoch sofort wieder vereint.

Ich lasse den silbrig glänzenden Spielball zurück und gleite lautlos über die Lavatürmchen dahin. Es erinnert mich ein wenig ans Drachenfliegen, an die Aufregung, die einen befällt, wenn man ganz knapp über einen Felsrücken schwebt und dahinter das Gelände steil abbricht. Im Wasser fehlt mir zwar eine Dimension bei der Fortbewegung, dafür weiß ich nie, welches Getier mich ums nächste Eck erwartet. Mittlerweile bin ich weit entfernt von zuhause, befinde mich schon in der übernächsten Bucht, als ich plötzlich etwas Ungewohntes höre. Ich blicke auf und sehe ein Boot voller Taucher knapp an mir vorbeifahren. Ein Glück, dass die mehr gesehen haben als ich! Sie winken und fragen, ob alles in Ordnung sei, wohl, weil ich so erschrocken dreingeschaut habe.

Auf dem Rückweg begegne ich wieder der Makrelenschule, die sich immer noch am selben Platz dreht und bringe Markus den Schnorchel.

Er schlägt dieselbe Richtung zu den Lavatürmen ein, spielt mit den Makrelen und trifft erneut Rotfeuerfische, die ich leider nie erspähe. Auf dem Rückweg hat er plötzlich das Gefühl, dass ihn etwas heftig an einer Flosse packt. Bevor er die Ursache

erkennen kann, spürt er schon das kräftige Gebiss des Steinbeißers an seinem Rist. Mit Zappeln und Treten versucht er den Fisch loszuwerden und hat den Angreifer unvermittelt zwischen den Beinen. In Panik strampelt er Richtung Ufer, während der große Drückerfisch ihn verfolgt. Zum Glück schnappt dieser nur mehr ins Leere. Gar nicht auszudenken, was er alles erwischen hätte können! In den Tauchbüchern waren Abbildungen von großen Bisswunden, ganze „Scherzel“ kann der Titandrücker aus menschlichen Körpern herausbeißen. Markus hat bloß einen roten Abdruck der Zahnreihe davongetragen, aus der ein paar Blutstropfen sickern. Doch sein Schock ist viel größer als der Schmerz. Zur Dokumentation muss ich die Bissstelle sogar fotografieren, so habe ich Markus noch nie erlebt! Er findet das Ganze überhaupt nicht lustig, ich soll ins Tagebuch lieber schreiben: „He is still alive!“, anstatt blöde Witzchen zu reißen, meint er fast beleidigt. Der Angriff des Titandrückerfisches hat offensichtlich nicht nur einen körperlichen Eindruck hinterlassen. Für heute ist jedenfalls genug geschnorchelt. Diesmal kann Markus Christians Erzählungen Paroli bieten.

### **29. Tag, 15. Oktober 2003**

Das Wetter hat sich gebessert, es weht kein Wind mehr und die Sonne scheint uns schon im Bett ins Gesicht. Wir leihen eine weitere Schnorchelausrüstung aus und schwimmen zu zweit zum Wrack. Ich habe einen Pack Erdnüsse dabei.

Ein Octopus stößt an uns vorbei und setzt sich auf einen runden Stein, auf allen Seiten hängen seine schlabberigen Arme hinunter. Er ist gut getarnt und hebt sich kaum vom dunklen Untergrund ab. Ich tauche als erstes zu ihm hinunter. Mit Druckausgleich, wie es mir Christian beigebracht hat, sodass mir die paar Meter nichts ausmachen. Der Tintenfisch hockt wie ein unförmiger Warzenhaufen da, nur seine Augen verfolgen meine Bewegungen mit. Als ich mich ihm nähere, beginnt sein Körper von unten her rot anzulaufen. Die Farbe steigt ihm regelrecht zu Kopf. Er wird immer röter, wechselt dann von purpur nach violett, als würde er gleich explodieren. Erschreckt tauche ich auf. Nun geht Markus runter und löst das gleiche Farbenspiel aus. Wir wechseln uns ab und hoffen, dass der Octopus einmal seine Tinte ausstößt, doch nach zahlreichen Farbvarianten verkriecht er sich genervt unter dem Felsen. Wir lassen ihn endlich in Ruhe und schwimmen weiter dem Strand entlang.

Plötzlich sind die großen braunen Doktorfische wieder da und umkreisen uns. Ich ziehe das Päckchen Erdnüsse aus dem Bikini und merke an ihrer Reaktion, dass sie genau auf das gewartet haben. Sie wirbeln das Wasser rund um mich auf und sind so gierig, dass ich kaum mit Füttern nachkomme. Vor allem kann man im Wasser die Nüsse nicht wegschleudern! Ein enger Ring Fischleiber umgibt mich wie eine lebendige Wand, ich kann Markus, der höchstens zwei Meter von mir entfernt ist, nicht mehr sehen. Alles dreht sich im wahrsten Sinne des Wortes um mich. Die Fische mögen die Nüsse nicht, zerbeißen sie bloß und lassen sie sofort wieder hinten raus. Ich befinde mich in einer regelrechten Suppe aus Erdnussbrösel. Das wilde Durcheinander zieht immer mehr Tiere an. Große Papageienfische mit ihrem kräftigen

Kiefer fressen mir beinahe aus der Hand. Markus durchbricht den Ring und kommt zu mir ins Zentrum. Auch er will füttern. Bald haben wir alle Nüsse verstreut und nun beide Hände frei, um die Fische zu berühren. Sie drängeln so um uns herum, dass wir sie mit der flachen Hand streicheln können. Ein einmaliges, bewegendes Gefühl. Obwohl die Situation nicht ungefährlich ist, da die gierigen Tiere auch nach den Bruchstückchen schnappen, die auf unserer Haut kleben. Und die gelbblickenden messerscharfen Zacken der Doktorfische lassen wir nicht aus den Augen. Mit der Zeit lockert sich der Kreisel etwas und wir können Richtung Wrack schwimmen. Der Schwarm begleitet uns. Als würden wir zu ihnen gehören, passen die Fische sich unserem Tempo an, sind ganz nah unter oder neben uns. Wenn man vorsichtig die Hand ausstreckt, kann man ihre schuppigen Körper berühren. Es ist ein wunderbares Gefühl, als Mitglied dieses Schwarms zu gelten, bietet sich so doch die Möglichkeit, die eleganten Tiere genau zu betrachten. Ihnen in die Augen zu sehen, den Flügelschlag ihrer Flossen zu bewundern. Gemeinsam mit den nahezu 30 Fischen treffen wir über dem Wrack ein. So ein Aufmarsch zieht natürlich andere neugierige Tiere an, die mit Futter rechnen. Ein Kugelfisch beobachtet unser Treiben aus sicherer Entfernung, während ein Juwelenbarsch interessiert zu uns auftaucht. Der hat seinen Namen wirklich verdient, glitzern doch hellblaue Leuchtpunkte auf seinem purpurrotem Körper und den Aufputz mit den gelben Flossen hätte er gar nicht mehr nötig gehabt.

Wir machen eine gemütliche Mittagspause und gehen nachmittags wieder ins Wasser. Zuerst übe ich tauchen. Denn so auf Anhieb funktioniert der Druckausgleich nicht immer. Mitunter gibt es mir einen ziemlichen Stich in den Ohren. Ein ideales Übungsgelände bietet sich über der 3 m tiefen Anemone an, die zwei wunderhübsche orange-weiß geringelte Clownfische beherbergt. Sobald ich zu ihnen hinunter tauche, kommen sie angriffslustig auf mich zu, um unerschrocken ihre Anemone zu verteidigen. Sie attackieren dabei das Glas der Taucherbrille und ich kann sie in voller Größe beobachten. Danach besuchen wir den Makrelenschwarm und tauchen in seine Mitte hinein. Jagen den Kreisel auseinander und schwimmen schließlich weiter zu den Lavatürmchen. Dort stehen in einer Nische versteckt die großen Süßlippenfische und die knallgelben Flötenmäuler. Ich will Markus eben auf ein großes Exemplar Fledermausfisch aufmerksam machen, als über einen Felsabsatz ein roter Federbusch schwebt. Ganz aufgeregt winke ich Markus zu mir her. Der Rotfeuerfisch schwimmt zwischen uns durch und gleitet langsam ins Flachwasser. Wir folgen ihm in kurzem Abstand. Da beginnt er seine Federflossen aufzustellen und sich auf der Stelle zu drehen, als würde er sich von allen Seiten präsentieren wollen. Das Wasser ist so seicht, dass wir auf dem Sandboden fast knien müssen. Der Fisch tanzt zwischen uns in den Sonnenstrahlen, die seine Farben erst richtig aufleuchten lassen. Er scheint unsere Aufmerksamkeit zu genießen und balzt wie ein Auerhahn. Dreht und wendet sich, plustert seine Federn und spreizt die Flossen. Sein Gesicht ist mit unendlich feinen zarten Linien gezeichnet, am Kinn hängen seltsame Lappen und Auswüchse, die zur Tarnung oder auch zur Abschreckung dienen. Anstelle der Rückenflosse richtet sich ein Kamm langer Stacheln auf, die ein starkes Gift enthalten.



Schnorcheln im Unterwasserparadies



Von links oben  
nach rechts unten:

Titandrückerfisch

Kofferfisch

Feuerfisch



Gemüsemarkt in Bedugul



Gewürzangebot auf dem Markt

Die Schwanzflosse ist durchsichtig und mit silbrig glitzernden Punkten besetzt, die das Sonnenlicht reflektieren. Fast eine halbe Stunde lang führt der Rotfeuerfisch seinen Tanz auf, bevor er sich in eine Nische zurückzieht. Ich hätte nie für möglich gehalten, dass man als Schnorchler solch wunderbare Begegnungen haben kann.

Wir erzählen davon beim Abendessen den Tauchern und Christian rät uns, doch einen Tauchschnupperkurs zu machen. Wir sollen uns an Gusti wenden, der sei sehr unkompliziert. Überall sonst in den Tauchzentren würde man ärztliche Atteste, Versicherungen und so weiter benötigen, hier könne man in einer halben Stunde schon mit den Sauerstoffflaschen ins Meer. Sollen wir?

Ein Australier empfiehlt uns das Schnorcheln in der Nacht. Mit einer wasserdichten Lampe könne man am Hausriff die Fische schlafen sehen. Das sei kein Schmah, die Tiere schliefen wirklich, obwohl sie die Augen offen hätten. Allerdings kämen auch die nachtaktiven Raubfische ans Riff und etwas unheimlich sei das ganze Unternehmen auch. Während dem Abendessen schaue ich auf das schwarze Meer und habe das Gefühl, dass es bis jetzt schon Abenteuer genug war, es macht mich gar nicht an, in diese noch tiefere Wassernacht hineinzutauchen.

### **30. Tag, 16. Oktober 2003**

Vom Tauchen üben habe ich Ohrenweh. Kein gutes Omen für den Tauchschnupperkurs, zu dem wir uns heute entschlossen haben. Gusti hat ab Mittag Zeit für uns, 35 Dollar pro Person kostet das Vergnügen.

Vormittags unternehmen wir einen Ausflug ins Hinterland. Beim Ortseingang, das ist der Platz, an dem das erste von den fünf Hotels steht, erhebt sich ein riesiger Kapokbaum mit Wurzeln, die hoch wie eine Hauswand aufragen. Dahinter zweigt ein staubiger Weg zum Fuß des Vulkans ab. Es fegt ein heftiger Wind über das trockene Land und bläst uns mit heißem Atem den Dreck ins Gesicht. Viel gibt es nicht zu sehen: Ausgedörrte Felder, ein paar verfallene Strohhütten und zerbrochene Zisternen. Erst weiter oben wohnen Menschen. Da sie kaum jemals einem Fremden begegnen sind sie sehr scheu. Als sie uns kommen sehen, packen sie ihre Kinder, rennen davon und suchen Schutz in den Bambushütten. Während wir gemächlich vorübergehen, beobachten uns zahlreiche dunkle Augen aus den Spalten zwischen den Bambusstäbchen. Erst wenn wir ihnen den Rücken zukehren, trauen sie sich wieder aus ihrem Fluchtort hervor. Jetzt erst dürfen wir uns umdrehen und sie winken uns zu. Viele der Frauen haben ihre Brüste nicht bedeckt, zeigen deswegen aber keinerlei Scham. Stolz aufgerichtet kommt uns auf dem schmalen Pfad eine Frau „oben ohne“ entgegen. Ihre Brüste sind so braun wie der Rest der Haut und Markus bemerkt nicht einmal ihre Nacktheit! (Das hätte ich bei einem Mann kaum für möglich gehalten) Er glaubt es selber kaum und will gleich umkehren, bis ich ihm versichere,

dass er nicht viel versäumt hat, waren es doch bloß alte, leere Säckchen die an ihrem Oberkörper baumelten.

Dieser Teil der Insel ist noch sehr ursprünglich und vom Tourismus unbeeinflusst geblieben. Wovon die Menschen hier allerdings leben, bleibt mir ein Rätsel. Ich bin nach einer Stunde Wanderung schon halb am Verdursten und sehe überall nur trockene Zisternen.

Pünktlich zur Mittagsstunde sind wir zurück im Paradise und ich trinke einen Liter Wasser in einem Zug. Gusti wartet schon auf uns.

Ich weiß nicht, was für einen Mann ich mir unter dem Namen Gusti vorgestellt hatte, so einen jedenfalls nicht. Gusti ist deutlich jünger als wir, vielleicht Mitte zwanzig, dunkelhäutig, ohne ein Gramm Fett, mit riesigen schwarzen Augen, die in seinem sympathischen Gesicht funkeln. Wahrscheinlich klingt „Gusti“ zu sehr nach Musikantenstadel, deshalb habe ich mir einen Menschen mit der Statur eines runden, bierbauchigen Österreichers erwartet.

Gusti sucht für uns je einen Neoprenanzug aus, den wir anprobieren müssen. Meiner passt, doch er erweist sich in dieser Hitze als brutale Sauna. Bevor ich ihn wieder ausziehen kann, muss ich noch in Neoprenschuhe, Flossen, Bleigürtel und Taucherbrille hineinschlüpfen, bis ich das Gefühl habe zu kochen. Als ich mich nach der Anprobe des Zeugs schnell wieder entledigen will, deutet mir Gusti, dass ich maximal den Reißverschluss öffnen darf. Mein Gott, so kann ich unmöglich eine Theoriestunde durchstehen!

Uns werden kurz die Ventilfunktionen der Sauerstoffflasche erklärt, die Montage und Anschlüsse und wie man den noch vorhandenen Druck in der Flasche ablesen kann. Das war's. Nach 10 Minuten sind wir fertig. Ein Schnellsiedekurs im wahrsten Sinn des Wortes, wenn ich an meine Körpertemperatur im Inneren des Anzugs denke. Dann fragt uns Gusti, ob wir zur Liberty raus, oder lieber nur am Hausriff tauchen wollen. Mit dieser Option haben wir gar nicht gerechnet! Normalerweise liegt man bei einem Tauchkurs erst mal stundenlang im Swimmingpool herum. Und nun gleich runter auf 13 Meter? Aber wenn uns Gusti das zutraut – natürlich zur Liberty!

Die Sauerstoffflaschen werden von einheimischen Frauen auf dem Kopf zum „Drop off“ so heißt bei den Tauchern der Platz, wo man ins Wasser geht, getragen. Die Mädels schleppen mitunter 3 solche Ausrüstungen zu je 13 Kg! Und das bloß auf einem zum Kranz gerollten Handtuch auf dem Schädel! Alle weiblichen Dorfbewohner haben sich zu einer Organisation zusammengeschlossen, die für das Tragen der Taucherutensilien zuständig ist. Auch wenn ein Taucher sein Zeug selbst schleppt, muss er einen Fixbetrag an die Organisation abführen. Die Frauen teilen den Lohn gerecht unter sich auf und haben somit ein regelmäßiges Einkommen in einer Gegend, wo sonst wirklich nichts zu verdienen ist. Was ihre Männer tun, weiß ich allerdings nicht.

Wir folgen den Trägerinnen in unseren Anzügen dem Strand entlang. Ein wenig mulmig ist mir schon. Markus meint zur Beruhigung, dass uns Gusti an Ort und Stelle

wohl noch etwas erklären wird. Aber kaum am drop off angekommen, hievt mir Gusti schon die Flasche auf den Rücken. Nun ist körperliche Vorlage angesagt, sonst wirft mich das ungewohnte Gewicht auf den Hintern. Vorsichtig balanciere ich über die Kiesel ins Meer. Wir haben ein Gilet an, das über die Sauerstoffflasche mit Luft aufgepumpt werden kann – eine Art Schwimmweste. Die sollen wir soweit füllen, dass wir samt Ausrüstung schwimmen. Da ich mit der nächsten Welle sofort untergehe und kaum mehr hochkomme, war das wohl etwas zu wenig Druckluft. Endlich tanzen wir unkontrolliert wie Korken auf dem Wasser und versuchen unsere Flossen und die Brille anzuziehen. Dabei kippe ich immer mehr auf den Rücken und kollidiere mit zwei Männern, die plötzlich neben mir auftauchen, mich böse anschauen und dann einer Frau aus dem Wasser helfen. Die sieht nicht gut aus, völlig schlapp hängt sie in den Armen ihrer Begleiter.

Gusti packt mich energisch am Kragen und zieht mich etwas vom Strand weg. Wir stecken das Atemgerät in den Mund, Gusti zeigt uns, wie man die Luft aus der Schwimmweste ablässt und schon sinken wir auf den Meeresgrund. Ab sofort gibt es nur mehr Zeichensprache. Ein Ring mit Daumen und Zeigefinger gebildet bedeutet „OK“, eine Kippbewegung mit der flachen Hand „Ich fühle mich nicht wohl“ und eine Faust „Panik!“.

Wir versuchen nun über dem Sandboden zu schweben. Dazu muss die Schwimmweste die richtige Menge Luft enthalten, was gar nicht so einfach einzustellen ist. Vorerst steche ich entweder wie ein Pfeil nach oben, oder ich schlage am Grund auf. Als ich mich endlich auf der Höhe von Gusti und Markus einpendle, merke ich, wie mir das Atmen schwer fällt. Das Ventil bietet einen gewissen Widerstand beim Ausatmen und wahrscheinlich entleere ich meine Lungen nicht vollständig. Dadurch kann ich nur wenig Luft aufnehmen und ich bekomme das Gefühl zu ersticken. Gusti schaut mich fragend an, ich kann gerade noch meine Hand kippen, dann muss ich rauf. An der Wasseroberfläche reiße ich als erstes das Atemgerät aus dem Mund und atme tief durch. Gusti will wissen was los war. „Not enough air“, kann ich kurzatmig hervorbringen. Sein Tipp dazu ist: „Don't think, that you are under water!“ Super. Ich kann mir zwar denken, was er damit meint, doch so einfach ist das nicht.

Ich tauche wieder langsam ab. Gusti lässt mir gar keine Zeit, über mein Problem nachzudenken, sondern winkt Markus und mir ihm Richtung Wrack zu folgen. Dabei vergesse ich wirklich auf das bewusste Atmen und bekomme genügend Luft.

Die großen braunen Doktorfische, die wir gestern gefüttert haben, kommen vorbei und hoffen auf was Gutes. Sie bleiben in unserer unmittelbaren Nähe während wir dem steiler abfallenden Grund folgen. Der Druckausgleich funktioniert tadellos und wir erreichen das Wrack in 13 Meter Tiefe. Weiter runter zu gehen wäre leichtsinnig, weil wir dann beim Aufsteigen die Dekompressionszeiten einhalten müssten. Die Sonnenstrahlen dringen fast 15 Meter tief ins Wasser und beleuchten die Schiffswände, die über und über mit Korallen und Schwämmen bewachsen sind. Ich schwimme neben Markus, Gusti ist über uns und hält uns an der Schwimmweste fest.

Auf diese Art steuert er uns dem Wrack entlang bis wir es vollständig umrundet haben. Der Blick nach oben auf die glänzende Wasseroberfläche ist etwas unheimlich. Und schon beim Gedanken an die Tiefe und das Atemgerät ist plötzlich dieses panikähnliche Gefühl wieder da. Nur nicht denken, dass ich unter Wasser bin, fällt mir ein und ich konzentriere mich auf einen rotschwarzen Haarstern, der auf einem knallgelben Röhrenschwamm höherklettert. Gusti schaut mich mit großen Augen an, aber ich kann ihm den Ring deuten. Es geht schon wieder.

Am Meeresboden hinter dem Wrack lässt er uns los und sieht gelangweilt auf die Uhr. Wir wissen nicht recht, was los ist und ich schwimme wieder zum Wrack zurück. Gusti schert sich offenbar nicht darum. Ein Blick auf den Druckmesser zeigt eine mehr als halb volle Sauerstoffflasche an, also tauche ich selbständig weiter. Als auch Markus herkommt, nickt uns Gusti aufmunternd zu: Wir sind frei! Jetzt wird es erst richtig schön. Ich fühle mich zwar nicht so wendig, wie beim Schnorcheln, dafür ist es viel ruhiger in der Tiefe als an der welligen Wasseroberfläche. Wir können ganz nahe zu den Fischen und Korallen hinschwimmen, in den Schiffsrumpf ein Stückchen hinein und knapp über den Mast drüber. Es ist gigantisch! Die Fische kommen so nahe, als wäre man einer der ihren und ich habe null Probleme mehr mit dem Atmen. Wir tauchen den riesigen Fächerkorallen entlang, entdecken einen Kugelfisch und scheuchen die Süßlippenschule unter dem Mast hervor. Manchmal kommt Gusti und kontrolliert den Luftdruck unserer Flaschen und lässt uns dann wieder selbständig machen, was wir wollen. Ich bewege mich in Zeitlupe der Bordwand entlang, um Details der Korallen und die winzigen Fische besser erkennen zu können. Da entdecke ich plötzlich einen extrem gut getarnten Skorpionfisch. Das ist einer der giftigsten Fische im Korallenriff und nimmt die Farben seiner Umgebung an, sodass er mit der Bordwand fast zu verschmelzen scheint. Aufgeregt winke ich Gusti herbei, der, sobald er meine Entdeckung erkennt, mich erschrocken zurückreißt. Später erklärt er mir, dass er Angst gehabt habe, ich könne dem Fisch zu nahe kommen! Unser Sauerstoff reicht für eine volle Stunde, doch die Zeit vergeht viel zu schnell. Über den sandigen Meeresboden, aus dem hunderte dünne Gartenaale wie aufgerichtete Regenwürmer hervorlugen, schwimmen wir zum Strand zurück.

Noch ganz benommen von den Eindrücken kehren wir zum Paradise zurück. Dort erwartet uns einer der älteren Taucher mit den Worten: „Eine Sauerei ist das!“ Auf unsere Verwunderung hin erklärt er sich: „Wir haben vor 50 Jahren mit selbstgebastelter Ausrüstung in den Seen zuhause geübt, es hat Jahrzehnte gedauert, bis wir einmal richtig im Meer tauchen konnten, und ihr, ihr Landratten kommt zum ersten Mal im Leben hierher und taucht zu einem der welt schönsten Schiffwracks hinunter, das ist einfach ungerecht!“ Der Kurt meint es aber gar nicht so böse, wie es klingt und schenkt uns zum Abschied einen Videofilm, den er selbst bei den Tauchgängen zum Wrack gedreht hat. Eine einmalige Erinnerung für uns!

## LOVINA

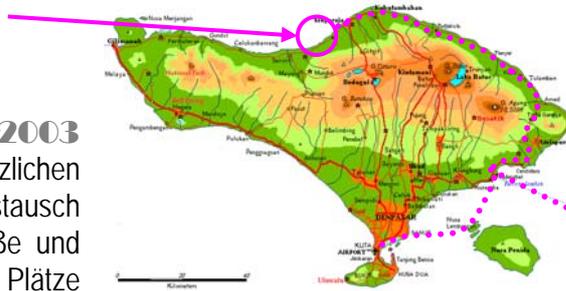
**31. Tag, 17. Oktober 2003**

Morgens nach einer herzlichen Verabschiedung und Adressenaustausch stehen wir auf der staubigen Straße und winken einen Minibus heran. Zwei Plätze sind noch frei. Die Rucksäcke kommen unter die hinterste Sitzreihe. Es bleibt keine Zeit mehr, die Wertsachen an uns zu nehmen und somit fahren Bargeld, Kreditkarten, Flugtickets und Pässe außerhalb unserer Sichtweite mit. Aber wir sind ja in Bali und vertrauen den Menschen hier.

Im nächsten Dorf ist soeben der große Wochengemüsemarkt beendet. Stände werden abgebaut, die unverkauften Ware in Säcke zurück gefüllt, Kisten beladen und Schachteln gestapelt. Ein heilloses Durcheinander herrscht auf der Straße, dutzende Minibusse versuchen die vollbepackten Menschen aufzunehmen. Auf unserem Dach werden Fässer festgezurt, die kleineren Waren stopft man zu unseren Rucksäcken, der Rest kommt mit den Fahrgästen ins Auto herein. Einer hat drei Hennen kompakt in Tücher gerollt, ein anderer trägt Fische in einem Korb mit sich. Die Frau neben mir schält zum Glück ein paar Orangen und der Gestank nach Katzenfutter der Marke: „Geflügel mit Lachs“ erhält somit eine dezente Obstnote. Bisher waren wir zu siebt. Nun versuchen 25 Menschen sich den Platz mit allerlei sperrigem Zeug zu teilen. Auf den nächsten paar Kilometern herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Was gar nicht so einfach ist, wenn der Mann mit den Hühnern von ganz hinten zum Loch hinaus will, vor dem eine Traube Passagiere hängt, die nicht mehr in den Minibus reingepasst hatten. Statt dem Geflügel transportieren wir nun Holzbretter, als die Fische endlich aussteigen, kommt ein ausgebauter Motor mit penetrantem Benzingeruch herein, die dicken Marktweiber machen jungen Schulmädchen Platz, die Holzbretter wechseln mit rostigen Eisenstangen. Es ist echt interessant. Auch die anderen Busse sehen lustig aus. Vollgestopft mit Menschen, darüber eine Schicht grünes Gemüse und obenauf trockene Büschel Palmblätter, die auf beiden Seiten des Fahrzeuges zu den Fenstern hinausragen. Dieser Minibus ist wirklich bis unters Dach ausgenutzt. Obenauf hocken noch ein paar Kinder zwischen Stapeln von Holzkisten.

Nach und nach gewinnen wir an Freiraum, immer weniger steigen zu, die letzten paar Kilometer fahren wir sogar alleine. Für die 76 km lange Strecke nach Lovina haben wir schließlich 2 ½ Stunden gebraucht. Unsere Rucksäcke haben das ständige Aus- und Einladen unbeschadet überstanden, das Vertrauen war berechtigt.

Lovina empfängt uns wie Senggigi mit verlassenem Restaurants, leeren Hotels und einsamen Bungalowressorts. Das ist eine gute Basis zum Preisverhandeln. Wir entscheiden uns für einen sehr großzügigen Bungalow, mit Aircondition, heißem Wasser, Terrasse und einem Swimmingpool, der aus drei Becken besteht, inmitten



eines herrlichen tropischen Gartens. Inklusive Frühstück umgerechnet 8 € pro Person. Angeblich wohnen noch zwei weitere Touristen hier, die wir jedoch nicht zu Gesicht bekommen haben. Wir werfen die Aircondition an und legen uns einstweilen zum Abkühlen in den Pool. Lovina ist wie Tulamben extrem heiß. Keine Wolke am Himmel, nur trockener Nordostwind, der Staub mit sich trägt, weht von den Vulkanbergen herab. Wir bleiben deshalb in unserem schönen Garten und vor allem in der Nähe des Pools, der uns ganz allein gehört. Nur einmal wagen wir uns bis zur Hauptstraße zurück, um den Bankomat zu leeren und ein Mietauto für morgen früh zu organisieren.

Beim anschließenden Abendessen wird balinesischer Tanz aufgeführt. Die Vorstellung ist recht amüsant, dennoch ist es nicht mehr, als ein Heimatabend mit Schuhplattlern bei uns zu Hause: Kulturkitsch.

Unsere Klimaanlage hat gute Arbeit geleistet, sodass wir die heiße Dusche optimal ausnützen können! Es ist zudem die erste Dusche, die wirklich einwandfrei funktioniert! Purer Luxus. Wir wollen in unser Luxusbett schlüpfen, da knarrt etwas ganz laut und hallt „Gecko“ durch den Raum. Ich bin im ersten Moment zutiefst erschrocken, so laut war der Ruf des gleichnamigen Tieres! Doch wo steckt der Siach? Dem Schrei nach muss es ein mindestens 30 cm großes Exemplar sein. Wir warten auf einen neuen Ruf. „Gecko, geckoo, geckooo“ tönt es gleich dreimal hintereinander aus der Zimmerecke, in der das dritte Bett steht, das uns nur zur Kleiderablage dient. Wahrscheinlich hockt das Tier unter dem Bett.

Vorsichtig räumen wir unsere Sachen ab, jedes T-Shirt zuerst zaghaft nur mit zwei Fingern anhebend – man weiß ja nie. Schließlich ziehen wir das Leintuch ab, heben die Matratze heraus, bauen die Spanplatten aus, leuchten unter den Lattenrost, hinter die Rückseite, montieren noch die letzten Bretter ab – nichts.

Das gibt's ja nicht!

Haben wir den Gecko aus Versehen mit den Kleidern in den Kasten gelegt?

„Gecko“ ruft er wie zum Hohn erneut. Das kam aber eindeutig vom Bettgestell! Endlich entdeckt Markus das Versteck. Das Kopfende des Bettrahmens ist gepolstert und in der Holzverkleidung rund um den Stoffbezug öffnet sich ein kleiner Spalt, darin muss sich der Gecko aufhalten. Doch ohne Werkzeug können wir nicht weiter. Also müssen wir das schwere Gestell aus dem Zimmer bringen, sonst ist an Schlaf nicht zu denken. Zuerst rücken wir die Sitzgarnitur von der Türe weg, das macht schon einen Heidenkrach. Danach drehen wir das Bett hochkant und schieben es Zentimeter für Zentimeter samt Gecko auf die Veranda. Das war harte Arbeit und die inzwischen heimgekehrten anderen zwei Touristen, ein Franzosenpaar, wundern sich sicherlich über den Krach, denn sie wohnen genau unter uns.

Als wir im Bett liegen, hören wir den Gecko draußen rufen. „Kann er ruhig, dort stört er nicht“, denken wir großzügig, bevor uns der Schlaf übermannet. Wir haben die Fenster leicht gekippt, um die Klimaanlage abschalten zu können.

### **32. Tag, 18. Oktober 2003**

Markus setzt sich plötzlich auf. „Was ist denn? Es dämmt ja noch nicht einmal!“, empöre ich mich. „Pscht, ich habe etwas gehört!“, sagt er und sucht die Taschenlampe. „Er ist wieder da“, flüstert Markus und ich kapiere immer noch. „Der Gecko, da!“, und zeigt hinter unser Bett. Ich sehe gerade noch eine schemenhafte Bewegung, dann ist der Schatten unter dem großen Bilderrahmen verschwunden, der eine grüne Urwaldlandschaft über unserem Bett umfängt. „Wenn er nur solange das Maul hält, bis der Wecker läutet“, hoffe ich und schlafe wieder ein.

Der Gecko bleibt brav und stumm hinter dem Bild, wir lassen das Bettgestell auf der Veranda stehen und eilen zum Frühstück. Um diese frühe Zeit ist das Personal leider nicht bereit uns einen Tee zu machen, das können die lieben Damen scheinbar erst ab 8:00 Uhr. Da wollten wir aber bereits unterwegs sein! Wir finden nebenan ein Lokal, in welchem man uns gerne bedient. Drei Geschäfte weiter haben wir das Auto gemietet. Doch es ist kein Wagen zu sehen. Die Tür ist versperrt. Das fängt nicht gut an!

Trotzdem holen wir unsere Sachen vom Zimmer und aus einem komischen Gefühl heraus stecke ich noch eine Menge Dollarnoten ein. Das Mietautobüro ist noch immer verriegelt und wir veranstalten mit Rufen und Klopfen so einen Lärm, dass der Typ von gestern im Pyjama in der Tür auftaucht. Das Auto sei heute pünktlich aus der rund 20 km entfernten Stadt losgefahren, hätte jedoch gleich einen Achsenbruch erlitten. Es sei nicht seine Schuld, sondern höhere Gewalt – sozusagen.

Es gäbe jedoch ein anderes Auto, ein größeres mit 4 Türen und natürlich auch teurer. Der Preis ist nicht unser Problem, mehr die Zeit. Schon zeigen sich erste Quellwolken an den Hängen der Vulkane, wir wollten unbedingt früh aufbrechen, um die Gipfel noch wolkenfrei zu erleben! Das funktionierende Auto befindet sich derzeit in Singaraja und könnte in etwa einer halben Stunde losfahren. Markus will die ganze Aktion abbrechen, er hat kein gutes Gefühl mehr. Aber die Ausfahrt verschieben geht auch nicht, weil wir bereits in Tulamben einen Tag länger geblieben sind. Also her mit dem Karren!

Nach einer dreiviertel Stunde können wir losfahren. Der Tank ist leer, wie üblich, doch nach ein paar Kilometer findet sich eine Tankstelle. Mit 25 Litern, so schätzen wir, kommen wir locker durch. Auf der Hauptstraße herrscht reger Verkehr und die Luft ist bereits drückend heiß. Zum Glück funktioniert die Klimaanlage. Die kühle Luft scheucht ein paar Moskitos aus dem Fußbereich hervor und ich öffne mit dem elektrischen(!) Fensterheber meine Scheibe, um die Viecher loszuwerden. Alles kein Problem. Nur, dass sich die Scheibe nicht mehr schließen lässt. Die Hitze brät uns, während ich verzweifelt alle Knöpfe drücke, mit den Fingern versuche, das Glas anzuheben, egal was – das Ding bleibt unten. So eine Scheiße! Da nützt auch die beste Klimaanlage nichts mehr, wenn von draußen 35°C herein blasen.

Wir kriechen mit 30 km/h einem Lastwagen hinterher, als uns ein Motorradfahrer hinten auf die Karosserie klopft. Was will denn der? Er deutet anzuhalten und wir folgen brav. Es ist unser Autovermieter, der uns nachgefahren ist, weil er vergessen hat uns zu zeigen, mit welchem Trick man das Fenster wieder schließen kann. Der Mechanismus ist nämlich kaputt. Unwahrscheinlich, der kommt genau im richtigen Augenblick daher!

Bald haben wir den LKW wieder eingeholt und trösten uns, dass es sich höchstens um 12 km bis zur Abzweigung in die Berge handelt, die wir hinter ihm herkriechen müssen. Überholen ist bei dem Verkehr unmöglich. Bei jeder Steigung müssen wir den Abstand etwas vergrößern, sonst verschlucken seine schwarzen Dieselwolken die Sicht und die Atemluft. Endlich gelangen wir zur Kreuzung und was tut der LKW? Er blinkt! Doch jetzt wird es Markus zu blöd und er überholt im einzigen günstigen Augenblick, bevor ich überhaupt Angst bekommen kann. Ein paar andere Verkehrsteilnehmer mussten allerdings kurzfristig von der Fahrbahn weichen. Na ja, Hauptsache wir sind vorne und nun versucht Markus, die verlorene Zeit wieder einzuholen, während ich besorgt die Wetterentwicklung beobachte. Sämtliche Bergkämme haben sich bereits weiße Wolkenhauben aufgesetzt und die Tendenz ist eindeutig zunehmend. Einmal müssen auch wir in den Straßengraben, weil ein LKW unsere Kurve schneidet. Ausgerechnet an dieser Stelle wartet ein großes Schlagloch, doch unser Auto überlebt diese Heimtücke zum Glück.



Um 10:00 Uhr erreichen wir den nördlichen Kraterrand der riesigen Caldera, die einen Durchmesser von ~15 km hat. Wir fahren links ran, um die Karte zu studieren. Sofort sind wir von Verkäufern umringt, die uns ihren Ramsch andrehen wollen. Es ist nicht möglich, sich in Ruhe zu orientieren. Wir fahren deshalb einfach dem Hauptverkehr nach bis wir einen tollen Aussichtspunkt ausfindig machen. Ein verfallenes Restaurant

bietet einen guten Parkplatz mit freiem Blick auf den Krater und seinem großen See. In der Mitte erhebt sich der schwarze Kegel des aktiven Vulkans Gunung Batur. Die bewaldeten Hänge des großen Vulkans Agung verschwinden im weißen Wolkenschleier. Uns bleibt nicht einmal Zeit für ein Foto, da sind wir schon wieder von Verkäufern umringt, die aus dem Nichts aufgetaucht sind. Bildchen, Ketten oder Sarongs werden uns aufgedrängt. Wir wollen jedoch nur unsere Ruhe. Vergeblich. Die sind hier so penetrant, dass ich nicht einmal die Wagentüre öffnen kann, ohne einem von ihnen auf die Zehen zu steigen. Es hilft wirklich nur die Flucht ins Auto. Selbst dann kleben die Typen noch wie die Schmeißfliegen an den Scheiben und versuchen die Türen zu öffnen. Vor dieser Plage wurde bereits im Führer gewarnt, doch so schlimm hatten wir uns das nicht vorgestellt.

Unsere nächste Zuflucht ist ein geöffnetes Restaurant, von dessen Terrasse aus wir gemütlich die Landschaft genießen können. Bei der Bezahlung des Tees und der Cola vergeht der Genuss zwar sehr schnell, sie verlangen das Vierfache des üblichen Preises! Bei einem Straßenhändler kaufe ich deshalb drei Liter Wasser, um nicht auf die hiesige Gastronomie angewiesen zu sein.

Im Reiseführer warnen sie vor einer Besteigung des Mt Batur auf eigene Faust. Es gibt hier eine Art trekking-guide-Mafia, deren Mitglieder als Führer angeheuert werden müssen, sonst können sie unangenehm werden. Deshalb sollte man sein Mietauto nie unbeaufsichtigt auf einem Parkplatz der Wanderwege stehen lassen. Aufgeschlitzte Reifen oder Kratzer im Lack könnten die Folge sein. Diese Guides sind aber so unverschämt teuer, dass wir sie sicherlich nicht bezahlen werden. Zumal die Wege für einen Blinden erkennbar sind. In einer guten Stunde könnte man auf den Gipfel des Mt Batur gelangen. Der Ausgangspunkt ist etwas schwierig zu erreichen, die Wege sind schlecht. Markus will es trotzdem probieren.

Ich fühle mich nicht wohl und verweise auf die Warnungen des Reishandbuches. Aber da es bereits Mittag ist und die typische Besteigungszeit in den frühen Morgen fällt, hoffen wir, dass uns niemand sieht. Wir kurven bergan und plötzlich fahren junge Burschen auf Mopeds hinter uns her und stoppen unseren Wagen. Trekking Guides – wie ihr Logo auf den T-Shirts zeigt. Sie wollen 20 \$ pro Person für eine Führung auf den Berg. Wir reagieren nicht auf sie sondern setzen unsere Fahrt fort. Wenigstens bis zum Fuß des Berges wollen wir gelangen. Die Straße führt uns ins staubtrockene Niemandsland und gleicht eher einem Wander- als einem Fahrweg. Steine ragen aus der Staubpiste und die Steilheit macht unserem Karren zu schaffen. Schließlich verhängen wir im letzten Steilstück. Mit Schwung wäre dieser Abschnitt zu bewältigen, doch ob mit Schwung diese Steine unbeschädigt passierbar sind? Das Risiko ist zu groß und eine Besteigung ist wegen dieser Typen ohnehin unmöglich.

Schon sind sie wieder da. Sie würden uns das Auto hinauffahren. Markus lehnt dankend ab. Da macht uns einer der Burschen unmissverständlich klar, dass wir, wenn wir nicht bereit sind für den Berg zu zahlen, schleunigst wieder umdrehen und das Gebiet verlassen sollen! „Nichts lieber als das“, denken wir, schlagen rückwärts ein und versinken im weichen Sand. Obwohl wir es sofort bemerken sind wir

chancenlos. Das Auto hat natürlich kein Allradgetriebe, nicht einmal eine Differentialsperre. Wir buddeln, ich schiebe, das Rad gräbt sich tiefer ein. Nur die Vorderreifen sind noch am festen Weg, vielleicht mit etwas Schwung weiter in das trockene Feld hinein? Der verzweifelte Versuch bewirkt das Gegenteil, jetzt sind beide Hinterräder fast bis zu Achse eingesunken. Außer Staubfahnen erreichen wir mit unseren Anstrengungen nichts mehr.

Die Guides schauen ungerührt zu. Sie wissen genau was jetzt kommt. Wir brauchen Hilfe. Mittlerweile stehen schon 6 Männer herum, darunter ein paar Bauern aus der Umgebung. Niemand will schieben helfen. Markus kann ein paar von ihnen motivieren anzupacken, doch der Karren rührt sich keinen Zentimeter nach vorne, nur nach unten. Ich könnte heulen vor Wut und Verzweiflung. Jetzt sind wir diesen Arschlöchern ausgeliefert!

Markus glaubt, dass uns ein Traktor oder ein LKW herausziehen könnte, aber die nächste Ortschaft ist eine Stunde Fußmarsch entfernt! „Ein LKW ist sehr teuer“, antwortet der Guide und kann sich ein Grinsen kaum verkneifen. Dann brauchen wir eben Schaufeln, Bretter oder Steine, wir können nicht hier bleiben! „Das kostet auch Geld“, bemerkt der Guide. Er müsse erst die Männer anheuern, die sich ohne sein Zeichen leider nicht bewegen. Und nur er kann Englisch. Jetzt kommt es zur Preisverhandlung, in der wir eine äußerst schlechte Ausgangsposition haben. Ich biete 50.000 Rupien an, das ist ein Monatsgehalt!

Stummes Kopfschütteln und verschränkte Hände. Ich beginne zu überlegen, wieviel ich eigentlich bei mir habe. Rupien sind es nicht viel mehr, zudem sollten wir noch einmal tanken, der Karren säuft wie ein Loch! Da fallen mir die Reservedollars ein. Beim Wort Dollar heben sich die Augenbrauen der Einheimischen. Sie haben aus dem Gespräch zwischen Markus und mir nur dieses eine Wort verstanden. Ich teile in der Geldtasche die Geldscheine aus Gewohnheit in verschiedene Fächer auf und kann ihnen durch diesen Trick „beweisen“, dass ich nur 20 \$ und die eben angebotenen 50.000 Rupien besitze. Ich weiß nicht, ob sie mir glauben, doch für diese Summe wären sie bereit uns zu helfen. 10.000 Rupien würden sie uns sogar lassen, damit wir nach Lovina zurück kämen. Zu großzügig! Meine Bedingung ist jedoch, dass erst bezahlt wird, wenn alle vier Räder wieder auf dem Weg stehen und nichts kaputt gegangen ist. Das wird akzeptiert.

Auf das Kommando des Verhandlers hin holen die Männer hinter den Büschen Schaufeln und Bretter hervor - ich traue meinen Augen kaum! Nicht einmal 5 Meter entfernt lagen die notwendigen Utensilien herum! Jetzt wird fieberhaft gegraben und Vollgas gegeben. Markus darf nicht mehr auf den Fahrersitz, den hat nämlich das arrogante Arschloch übernommen. Die Situation verschlimmert sich drastisch. Jetzt sitzt das Auto bereits vollständig auf, drei Reifen stecken bis zur Hälfte im Sand. Es scheint aussichtslos. Mit vereinten Kräften versuchen wir alle den Wagen zu heben, damit die Bretter unter die Reifen geschoben werden können. Doch das Ding ist sauschwer. Erst beim dritten Versuch klappt es auf einer Seite. Dann erweist sich der Guide als zu blöd zum Autofahren, weil er sofort mit Vollgas das Brett wieder



Steppenlandschaft im Norden (Lee) des Vulkans Agung (3100m)



Aktiver Vulkan inmitten des großen Kraterlandschaft auf Bali



Einer von vielen Kraterseen im Hochland Balis



Einer der tausenden Hindu-Tempel auf Bali

herausjagt und nur ein paar Zentimeter weiter Richtung Fahrbahn gekommen ist. Also alles wieder von vorne. Buddeln, stemmen, Brett drunter. Mittlerweile ist jeder von uns, einschließlich das Auto, mit einer klebrigen Staub-Schweißschicht überzogen. Doch die Mühe lohnt sich. Wir kommen dem festen Untergrund ein Stückchen näher.

Endlich ist es geschafft! Ich rücke die Dollars heraus und hoffe, dass das Arschloch das Geld auch redlich mit den anderen teilt. Die wissen wahrscheinlich gar nicht, um welche Summen es da ging, einige von ihnen haben wahrscheinlich noch nie Dollarnoten gesehen. Aber das ist jetzt nicht mehr unsere Sorge. Hauptsache ist, wir können wieder fahren! Wie schön könnte ein Aufenthalt in dieser einmaligen Landschaft sein, und wir möchten nur weg ...

Zuerst suchen wir eine Waschgelegenheit. Eine Frau bewässert am Straßenrand mit einem Schlauch das Feld. Wir halten an und bitten sie um eine Autowäsche. Sie lacht und schüttelt verwundert den Kopf, kommt aber schließlich näher und verabreicht dem Staubkarren eine Dusche. Markus wendet das Auto, damit die andere Seite auch noch abgewaschen wird. Als ich der Frau einen kleinen Geldschein als Dankeschön zustecken will, wehrt sie vehement ab. Es gibt auch solche Menschen hier. Schön.

Wir fahren zum See zurück, dort soll es am Ufer heiße Quellen geben. Wir finden die Stelle, die sich hervorragend eignet, um die Füße, Sandalen und Hände zu reinigen. Japanische Touristen beobachten uns misstrauisch, während wir uns in ihrem Fotomotiv waschen. Danach geht sich für uns in einem billigen Einheimischenlokal sogar noch ein Mittagessen aus.

Ansonsten ist uns die Lust an großen Ausflügen in dieser Umgebung vergangen, obwohl sie wunderschön ist. Der See leuchtet türkisblau, die Landschaft ist von der letzten Lavalawine geprägt. Unter einem jungen grünen Grasfilm leuchten die schwarzen Steine hervor. Doch bei jedem Halt, sind sofort diese Händler da. Eine Landplage.

Zurück auf dem Kraterrand wollen wir noch einen Tempel besichtigen. Ein Hindutempel mit seinen reichverzierten Eingangsmauern, die sich neben der Treppe in den blauen Himmel recken, bietet sich als malerische Kulisse vor den Vulkanbergen an. Ich hocke mich auf die oberste Stufe und Markus will ein Foto machen. Schon eilen Frauen im Dauerlauf herbei und beginnen ein Gezeter. Nur mit einem Sarong dürfen wir den Tempel betreten. „Wir sind ja noch gar nicht hineingegangen!“ Aber für Argumente sind die Weiber taub. Sie keifen so, dass ich nur mehr das Wort Sarong verstehen kann. „Nun gut, ich habe ja einen Sarong dabei“, erkläre ich ihnen und hole das Tuch aus dem Auto. Das macht sie wütend, denn sie wollten mir einen Sarong vermieten. Jetzt bestehen sie auf einen zusätzlichen Schal, ohne den ich dem Tempel schänden würde und ihr Gekreische lockt schon zahlreiche Schaulustige an. Von so einer Sitte habe ich jedoch auf ganz Bali noch nie gehört und versuche, die Frauen zu widerlegen. Zwecklos. Ich steige die Treppe hinauf, sie versperrten mir den Weg! Jetzt

habe ich nur mehr die Wahl, eine niederzuschlagen oder umzukehren. Ersteres würde mich viel mehr befriedigen, denn ich koche vor Wut über diese dämlichen Frauenzimmer. Ich drehe mich um, wir steigen ins Auto und fahren in einem Stück ohne anzuhalten zu unserem Swimmingpool. Zum Glück reicht das Benzin.

Den Staub und den Ärger lassen wir im warmen Wasser des Pools untergehen, in dem wir bis nach Sonnenuntergang bleiben. In der Dämmerung kommen plötzlich Fledermäuse und fliegen ganz knapp übers Wasser um ein paar Mal den Schnabel einzutauchen. Wir harren bewegungslos aus und schauen den schwarzen Flitzern zu. Danach suchen wir müde und ausgelaugt unser Zimmer auf.

Aber da steht ja noch das Bettgestell auf der Veranda! Das erinnert uns an den zurückgekehrten Gecko im Zimmer. Markus geht den Hausverwalter holen, während ich den Störenfried hinter der ausgebauten Matratze entdecke. Der Hausverwalter hat sich untertags schon seine Gedanken über das Bett gemacht und zerbröselt sich nun fast vor Lachen. Mit einem Besen bewaffnet, versucht er gemeinsam mit mir den angsterfüllten Gecko zum Fenster hinauszutreiben. Das Tier ist wirklich 30 cm groß und starrt uns aus riesigen schwarzen Knopfaugen an. Wir ziehen die Matratze zum Fenster, der Hausverwalter gibt dem Tier einen Stoß und schon spüre ich den Gecko auf meinem Bauch. Dort stößt er sich rasch ab und huscht durchs Fenster hinaus. Alles ging so schnell, dass ich nicht einmal erschrecken konnte. Diesmal wird das Fenster verriegelt, sonst kommt er womöglich wieder herein.

Dann holen wir zu dritt das Bettgestell herein und der Hausverwalter kichert die ganze Zeit über. Er hilft uns den Lattenrost und die Spanplatten wieder einzubauen. Dann geht er immer noch kichernd durch den Garten zurück.

Wir drehen die Klimaanlage auf und kriechen erschöpft ins Bett.

### **33. Tag, 19. Oktober 2003**

Heute bekommen wir wieder kein Frühstück, weil wir noch vor Sonnenaufgang am Strand sein müssen. Ein Bootsbesitzer wird uns ein Stück weit aufs offene Meer hinaus bringen, damit wir Delfine beobachten können, die sich in den frühen Morgenstunden zeigen sollen. So eine Bootsfahrt ist die Touristenattraktion schlechthin. Im Hafen wurde sogar (anstelle eines goldenen Kalbes) eine haushohe Delfinskulptur errichtet! Man kann in Lovina keinen Schritt tun, ohne gefragt zu werden, ob man die Delfine schon gesehen hat, bzw noch anschauen will. Überall raunen fremde Stimmen: „Dolphin-trip, get a boatride, snorkling?“. Ähnlich ging Kathmandu im ständigen Geflüster: „Wonna smoke, change money, buy carpet?“ unter.

Nun haben wir uns also ins Unvermeidliche geschickt und schaukeln den anderen 20 Booten entgegen, die schon an der richtigen Stelle in Warteposition liegen. Die Sonne geht auf und taucht uns alle in ein betörendes Gold. Es wäre eine friedliche, beinah

heilige Stimmung, hätten nicht sämtliche Boote ihre Außenbordmotoren an. Eine Zweitaktersinfonie, die sicherlich jeden Delfin vertreibt. Nichtsdestotrotz zeigt sich eine Rückenflosse etwa 50 Meter vom äußeren Bootsring entfernt. Eine ausgestreckte Hand in diese Richtung ist das Signal zum Aufbruch. Eine regelrechte Hetzjagd beginnt. Die Touristen springen mit der Kamera am Auge erwartungsvoll auf und kippen dabei fast aus ihrem Boot, das im schäumenden Kielwasser der anderen hüpf. Natürlich ist der Delfin schon längst geflüchtet und die Boote dümpeln wieder ratlos dahin. Da, eine erneute ausgestreckte Hand, die Motoren heulen auf, Gischt spritzt, es kommt fast zu Kollisionen, dabei hat einer wahrscheinlich nur zum Vulkan gedeutet, der sich eindrucksvoll aus dem Dunst erhebt! Nur wenige Boote haben das Glück, zufällig gerade an der richtigen Stelle zu sein.

Wir geben auf, so macht das keinen Sinn. Unser Kapitän hat Tee und frische Ananas mit und reicht uns ein Frühstück auf offener See. Langsam ziehen die übrigen Boote ab und es wird still hier draußen. Nun ist es auch für uns Zeit umzukehren und wir tuckern gemächlich Richtung Strand. Der Kapitän lässt eine Fangleine ins Wasser und hofft auf fette Fischbeute. Vor uns tummeln sich nämlich Schwärme von Thunfischen. Die silbrigen Leiber bringen das Wasser scheinbar zum Kochen, zum Teil springen sie auch weit aus dem Meer heraus. Der Balinese fängt an zu singen und improvisiert einen Text aus gebratenem Thunfisch fürs Abendessen und blickt dabei sehnsüchtig in den Himmel. Wir haben jedoch etwas viel Interessanteres entdeckt: Eine gewaltige Woge aus grauen Rückenflossen kommt direkt auf uns zu. Delfine! Plötzlich sind sie neben uns, unter uns, einfach überall! Sie springen übermütig aus dem Wasser, drehen sechsfache Schrauben und klatschen dann der Länge nach wieder aufs Meer, dass es erschrocken aufspritzt. Sie ignorieren unsere Anwesenheit, tauchen unvermittelt neben dem Boot auf, ziehen in Gruppen unter uns hindurch und manchmal legt sich einer dabei zur Seite, als ob er uns anschauen wollte. Eine herrliche Begegnung!

Die gleichmäßige Bewegung der Delfine verleiht ihnen eine atemberaubende Eleganz, das synchrone Auf- und Ab ihrer Körper durchläuft wie eine große Welle das Meer. Bis wieder einer aus der Reihe tanzt und ausgelassen durch die Luft wirbelt. Wir bleiben noch eine Stunde in ihrer Nähe, obwohl kein Thunfisch anbeißt (die konnten den Liedtext vielleicht verstehen) und unser Kapitän langsam ungeduldig wird.

Bei der Rückkehr zum Hafen liegt plötzlich ein großer silbriger Schatten vor uns auf dem Wasser und wir können das Phänomen vorerst gar nicht erklären. Es sieht so aus, als würde sich die oberste Wasserschicht abheben und ein paar Meter weit fliegen! Erst als wir mitten drin sind, lüftet sich das Geheimnis: Es handelt sich um hunderte winzige, höchstens 5 cm lange, silbrige Fischchen, die sich mit weiten Sprüngen in die Luft katapultieren, um den Raubfischen unter Wasser zu entkommen. Denn hungrige Thunfische haben es auf die Silberlinge abgesehen und fetzen jagdgeil unter unserem Boot hin und her. Die Flugversuche aus Todesangst sind ein makaberes, aber trotzdem einmaliges Schauspiel – für uns natürlich.

Wir gehen an Land und machen eine zweite Frühstückspause, um danach mit unserer Schnorchelausrüstung zum Boot zurückzukehren. Die Delfine sind leider schon weitergezogen, aber die Korallen harren unserer Besichtigung. Es gibt ein schönes Riff aus lauter Feuerkorallen, das allerdings nur mit einem Boot erreichbar ist. Das Wasser ist warm und ohne gefährliche Strömungen. Der Kapitän reicht uns Brot zur Fischfütterung und geht sogar selbst mit ins Wasser.

Nachdem mir der Druckausgleich keine Probleme mehr bereitet, bin ich mehr am Tauchen als am Schnorcheln. Am meisten Spaß macht mir das Verfolgen eines Fisches zwischen den meterhohen, schluchtenbildenden Korallenstöcken. Es vermittelt mir das Gefühl, diese Welt aus seiner Perspektive zu erleben. Für ganz kurze Zeit zumindest, denn dann geht mir die Luft aus.

Wir entdecken eine wunderschöne, große Tigermuschel, die jedoch leider noch bewohnt ist. Jemand hat uns erzählt, wie man die Tiere dazu bringt, ihr Haus aufzugeben. Denn sterben sie darin ab, ist es unmöglich die Muschel zu säubern und den Gestank zu vertreiben. Man nimmt also so eine Muschel an Land. Aus Sauerstoffmangel stülpt das Tier seinen Mund aus der Öffnung. Um diesen bindet man einen starken Faden und hängt die Muschel an einen Baum. Das langsam verendende Tier wird Zentimeter für Zentimeter in der Hitze aus der Muschel herausgezogen. Nach ein paar Tagen fällt die saubere Hülle herab und kann an souvenirgeile Touristen verkauft werden. Das bereits verwesende Tier wird auf den Müll geworfen. Ursprünglich wollten auch wir eine Muschel mitnehmen, aber als wir das gehört hatten – nein danke. Das heißt nämlich nichts anderes, als dass alle der hier angebotenen Exemplare diesen Tod gestorben sind. Denn sonst würden sie stinken.

Wir setzen unsere Tigermuschel in ein tiefes Loch einer Feuerkoralle inmitten einer Kolonie Seeigel, um ihr ein längeres Leben zu ermöglichen. Zahlreiche Kissenseesterne liegen wie patchworkartige, fünfeckig zusammengenähte Zierpolster am Boden herum. Wir verfüttern das Brot an die kleinen Wimpelfische, die sich die einzelnen Bröckchen vorsichtig aus unserer Hand abholen.

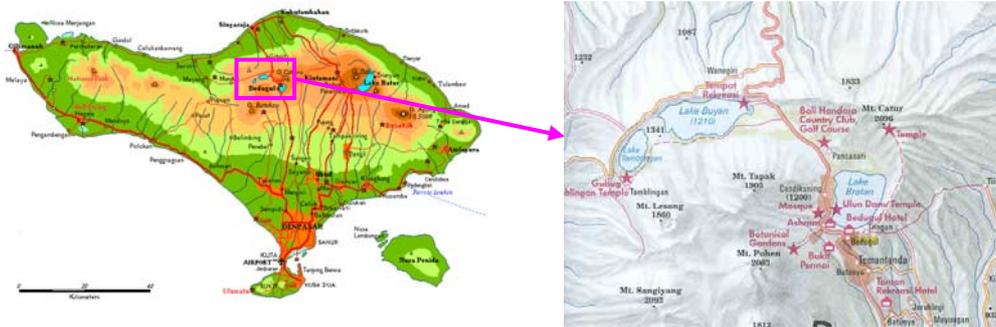
Wir schnorcheln in diesem Urlaub sicherlich zum letzten Mal und es schwingt ein wenig Abschied mit, wenn wir noch einmal die Puderdosen in ihren Verstecken aufstöbern, oder Christbäumchen mit der Hand verwedeln. Dann wird uns kalt in diesem Riesenaquarium und wir kehren aufs Boot zurück. Der Kapitän hat inzwischen einen Tintenfisch erbeutet, der schlaff in seiner dunklen Lache im Schiffsrumpf liegt. Ein trauriger Anblick nach all der lebendigen Farbenpracht von vorher.

Wir kehren zu unserem Pool zurück und bleiben dort, bis die Fledermäuse wieder kommen.

## BEDUGUL

34. Tag, 20. Oktober 2003

In der Nacht ließen wir die Fenster wieder einen Spalt breit offen, denn unter der Aircondition zu schlafen war gestern äußerst unangenehm. Unser Haustiergecko empfand dies offensichtlich als Einladung und kehrte nächstens heimlich unter den Bilderrahmen zurück. Doch das ist das Problem der nächsten Gäste. Wir reisen weiter.



Mit einem Bemo fahren wir in die Stadt Singaraja zum Busterminal. Von dort wird die Strecke Singaraja – Denpasar von komfortablen Bussen bedient. Wir wollen auf halber Strecke in Bedugul in den Bergen aussteigen. Zuerst jedoch stecken wir im Stau. Am Busterminal angekommen, weiß niemand etwas vom Linienverkehr nach Denpasar. Es stellt sich heraus, dass es im Norden der Stadt ein zweites Terminal gibt. Das nächste Bemo steckt wieder im Stau, langsam habe ich diese Stadt satt. Insgesamt durchfahren wir sie zum 6. Mal in den letzten paar Tagen! Der Fahrer entlässt uns an einer kleinen Kreuzung und mit der Behauptung, es handle sich um das Busterminal. Von Bussen fehlt jede Spur. Der Fahrer duldet weder Fragen noch Widerspruch und da des Menschen Wille sein Himmelreich ist – steigen wir aus.

Nun sind wir eine leichte Beute für die Taxifahrer. Der Besitzer eines etwas mitgenommenen Kleinbusses würde uns nach Bedugul bringen, doch der Preis erscheint mir zu hoch. Aber anstatt mit mir den üblichen Handel zu beginnen, dreht sich der Typ einfach um und geht. Markus meint, der komme gleich zurück, aber er täuscht sich. Na toll. Dabei wäre der Fahrpreis für uns Europäer gar nicht der Rede wert gewesen!

Da taucht der Besitzer eines bereiften Schrotthaufens auf und zeigt uns anhand zweier gezückter Geldscheine den Fahrpreis seiner Vorstellung. Diesmal handeln wir nicht um den Preis.

Sein Gefährt war einmal ein Kleinbus. Die Sitzbänke dürften stark an Karies gelitten haben, jetzt sind nur mehr zwei rostige Gestelle vorhanden, da bleibt mehr Platz für die Beine. Die Seitentür ist mit einem dicken Seil am Fahrersitz befestigt, damit sie nicht in jeder Kurve aufklappt. Bevor es losgeht müssen noch zwei Schaumgummi-

matratzen auf dem Dach befestigt werden, die Stricke werden einfach durch den Fahrgastraum gespannt und zusammengeknotet, so schnell fahren wir ja sicher nicht. Nach ein paar Kilometern zweigen wir von der Hauptstraße ab und rumpeln durch die Pampa. Da der Fahrer kein Wort Englisch spricht, müssen wir warten, bis sich die Erklärung von selbst ergibt: Wir holen Reissäcke bei einer Bauernfamilie ab. Nach langem Palaver und Abschiedszigaretten rumpeln wir zurück auf die Hauptstraße.

Bei den nächsten Abstechern wundern wir uns kaum noch. Die Matratzen haben ihren Bestimmungsort gefunden, dafür transportieren wir Zuckerrohr; kranke Kinder müssen zum Arzt, danach geben wir die Reissäcke ab. Nach drei(!) Stunden erreichen wir das von Lovina nur 40 km entfernte Candikuning. Das ist die letzte Ortschaft vor Bedugul. Der Fahrer stoppt auf der Höhe einer Reklametafel, die unter anderem einen Hinweis auf Unterkünfte in Bedugul gibt. Der Fahrer winkt uns mit einer abfälligen Handbewegung hinaus. Wir wollen aber bis Bedugul, das noch 3 km entfernt ist, weiterfahren. Der Fahrer deutet auf das Schild und bleibt stur. Es hilft kein Bitten und kein Flehen, keine Geldspritze zieht mehr, er zeigt nur missmutig auf dieses verdammte Schild! Also stehen wir ein paar Augenblicke später in Candikuning am Straßenrand und sehen zu wie der Kleinbus nach Ausstoß einer kräftigen schwarzen Dieselwolke nach Bedugul weiterfährt! Manchmal könnte ich die Deppen ...! Was hilft's.

Wir schultern die Rucksäcke und tippeln zu Fuß weiter. Nach einer halben Stunde haben wir immerhin unseren Fahrer wieder eingeholt, der vor Bedugul an einem Imbissstand sein Mittagessen verdrückt. Mir schmerzt der Rücken vom schweren Gepäck und der Schweiß klebt mir das T-Shirt an den Bauch.

Bald ist ein erstes Hotel in Sicht. Es liegt am idyllischen Ufer des Kratersees ist aber leider dem unerträglichen Verkehrslärm ausgesetzt. Wir setzen unsere Suche fort. Nach einer weiteren halben Stunde, diesmal bergauf, erreichen wir Bedugul. Eine Kreuzung, in deren Mitte sich ein betonierter, gelb angemalter Maiskolben erhebt, der mit seinen 3 m Höhe auf den ersten Blick wie ein Riesenphallus aussieht, markiert das Zentrum des Ortes. Wir wundern uns nicht lange, denn am Straßenrand werden in großen Bottichen gekochte Maiskolben angeboten, deren äußerste schützende Blattschicht dottergelb leuchtet. Frauen tragen Töpfe mit Maiskolben am Kopf herum, Menschen aller Altersklassen nagen wie Hasen daran. Mais ist omnipräsent, im Gegensatz zu Unterkünften. Leider.

Wir trotten der Straße entlang bis wir die Spitze eines Hügels erklommen haben, von wo aus es nach Süden nur mehr abwärts geht. Wäre die Sicht klar, könnte man die Südküste Balis und die Hauptstadt Denpasar erkennen. Heute aber klammert sich eine monsuntrüchtige Nebelbank an die Berghänge und greift mit langen dünnen Fingern nach dem Pass auf dem wir nun stehen und im Reiseführer blättern. Hier gibt es angeblich ein Hotel, das unseren Erwartungen entsprechen dürfte. Wir probieren es und folgen einer einsamen Zufahrt. Wunderschön verglaste Bungalows in traumhafter Lage begrüßen uns. Sonst jedoch niemand. Die Rezeption ist verlassen,

das Restaurant geschlossen. Plötzlich taucht ein alter schrumpfliger Balinese auf. „Natürlich gibt es freie Zimmer!“ Eigentlich nur – könnte er hinzufügen.

Die Bungalows sind genial, doch ohne Restaurant müssten wir zum Essen immer über den Pass zurück nach Bedugul und im Dunklen dürfte das nicht so lustig sein. Ich hatte mich so auf eine Erfrischung und etwas zum Beißen gefreut und jetzt müssen wir wieder weiter! Wenigstens unser Gepäck lassen wir da. Falls wir eine bessere Bleibe entdecken, könnten wir es immer noch mit dem Taxi holen lassen. Laut Reiseführer gibt es nämlich am Südufer des Sees auch noch luxuriöse Unterkünfte.

Der Bratansee ist einer von drei Seen, die dunkelblauen Kleinoden gleich zwischen den üppigen Wäldern am inneren Rand der Caldera liegen. Der Hauptvulkan, der diesen Krater einmal geschaffen hat, ist längst zerbröckelt und überwuchert. Es gibt außer den Landschaftsformen nicht mehr viel Hinweise auf seine Aktivität. Früher dürfte diese Gegend so dramatisch schön gewesen sein wie das Batur-Gebiet, das wir vorgestern mit unserem PKW erkundet haben. Da mittlerweile keine Gefahr mehr von Vulkanen ausgeht, konnten sich zahlreiche Menschen niederlassen, die den fruchtbaren Lavaboden landwirtschaftlich nutzen und neuerdings auch den Tourismus als Geldquelle entdecken. Denn hier oben auf rund 1300 Meter über dem Meer ist es angenehm kühl und viele Menschen flüchten vor der Hitze, die dem baldigen Monsun vorausgeht. Im Gegensatz zum Batur-Gebiet handelt es sich hauptsächlich um einheimische Touristen, vorwiegend aus Bali, aber auch aus Java, Sumatra und den übrigen indonesischen Inseln. Deshalb fehlen in Bedugul die penetranten Händler mit ihrem Souvenirramsch und selbst Trekkingguides stellen eine harmlose Spezies dar. Wahrscheinlich ist es überflüssig an dieser Stelle anzumerken, dass wir aus diesem Grund hier wohnen.

Lokaltourismus hat aber auch Nachteile. Vor allem am Wochenende. Die anstürmenden Massen werden in Busconvois hochgekart, fetzen mit Speedboats über den See, fallen wie die Heuschrecken in ansonsten gemütliche Restaurants ein oder picknicken an jedem grünen Platz, der frei von Bäumen ist. Zurück bleiben leere Geschäfte und Berge von Müll in den Wiesen. Heute ist Montag und der Andrang erträglich (gute Reiseplanung – da muss ich mich selbst loben – Markus hat es schon getan). Für den Freizeitpark am See ist Eintritt zu bezahlen. Der Betrag beinhaltet eine Versicherung, falls uns etwas im Gelände zustoßen sollte. Goldig! Maximale Höchsthaftungssumme beträgt allerdings bescheidene 10 Millionen Rupien (1000 €).

Die Hotels am See sind extrem überteuert und bieten keine Alternative zu unserer Unterkunft am Pass. Zudem ist der Lärmpegel am Ufer unerträglich. Die Passagiere für die Schnellboote werden über zwanzig Lautsprecher aufgefordert zu warten. Noch 15 Minuten, noch 10 Minuten, noch 5 Minuten usw... Dann rast ein Boot heran, dreht kurz vor dem Steg ab, sodass eine mächtige Welle an die Holzplanken klatscht und den Wartenden spitze Schreie entlockt. Kurz darauf jagt es mit seiner kreischenden Fracht wieder über den See davon. Einige Wagemutige können sich auch an einem

Fallschirm über das Wasser schleppen lassen, oder ganz Abgebrühte fetzen auf gelben, aufblasbaren Bananen mit orangen Schwimmwesten quer über den See. Es herrscht Jahrmarktstimmung. Genau das, was wir im Urlaub suchen...

Apropos suchen. Unser Magen knurrt ganz gewaltig und wir betreten einen riesigen Speisesaal, in dem soeben hunderte indonesische Mägen befüllt werden. Endlich sind wir an der Reihe, nachdem uns sämtliche Kellner lange genug ignoriert haben. So wenig Aufmerksamkeit sind wir nicht mehr gewöhnt. An einem Marktstand decken wir uns anschließend mit Keksen und Wasser ein und kehren zu unserem einsamen Bungalow am Pass zurück.

Irgendetwas stinkt. Wir öffnen alle Fenster und Türen, um den Mief hinauszulassen. Ich schnuppere mich durch den Raum und gelange zum Abfalleimer. Als ich den Deckel öffne, schlägt mir Verwesungsgeruch entgegen! Eine offene Tüte mit einer Art Hühnerreisfleisch ist sich am Zersetzen. Ich schnappe den Kübel und stelle ihn auf die Veranda, dort soll ihn der Hausmeister abholen und putzen. Doch bevor sich der Alte zu uns auf den Weg macht, steigt ein prächtiger Hahn zum Bungalow herauf, um die neuen Gäste zu bestaunen. Seine Henne und die neun Küken scharren derweil im Rosenbeet.

Der Gockel stolziert vor unserer Glasfront auf der Veranda auf und ab und riskiert einen schrägen Blick in unser Schlafzimmer. Ich möchte, dass er für ein Foto einen Moment ruhig in der Sonne stehen bleibt. Dazu werfe ich ihm aus dem Fenster ein kleines Stück Kekse vor die Füße. Er staunt kurz, kapiert aber nicht woher das Ding plötzlich kommt und frisst es mit einem Pick auf. Offensichtlich hat es ihm gemundet, denn nun sucht er jede Ritze der Terrasse ab. Plötzlich entdeckt er den Abfalleimer. Dieser ist oben mit einem Schwingdeckel verschlossen. Der Hahn haut mit seinem Schnabel auf den Deckel und das Ding schaukelt ein wenig zur Seite. Der austretende Geruch beflügelt offenbar seine Neugier. Mit schrägem Kopf betrachtet er die Konstruktion und pickt zielstrebig auf den unteren Deckelrand. Der Eimer rutscht ein Stückchen zur Seite, aber sonst passiert nichts. Der Hahn wird energischer und gibt aufgeregte Gluckslaute von sich. Jetzt landet er einen Glückstreffer und der Deckel hebt sich in einer Ecke über den Eimerrand. Der Hahn legt eine kurze Pause ein und dreht sich einmal um seine eigene Achse. Dabei gurr und gluckst er, als würde er sich Mut zusprechen. Dann, zwei schnell aufeinanderfolgende Schnabelattacken und der Deckel fällt zu Boden. Mit einer weiteren Kopfbewegung erwischt er die Papiertüte und der Inhalt fliegt auf die Fliesen. Im ersten Moment weicht der Hahn erschrocken zurück, dann aber verstärkt sich sein Glucksen und er plustert seine Federn auf, dreht sich mehrmals um seine eigene Achse und spreizt die Flügel. Der Stolz schwellt ihm den Kehlkopf und ein weithin hörbares Kikerikiiii verkündet seinen Triumph. Dann schreitet er zum Mahl und pickt den Reis samt Fleischresten auf. Er kann ja nicht ahnen, dass er dabei zum Kannibalen wird.

Wir haben das Schauspiel amüsiert beobachtet und uns beim Kikeriki vor Lachen gekrümmt. Ich hätte so einem Federvieh nie dieses Gefühlsleben von Neugier, Stolz

und Triumph über eine vollbrachte Leistung zugetraut, aber seine ständige Lautuntermalung war eindeutig!

Da kommt der Hausverwalter und verjagt den Hahn respektlos von seiner Mahlzeit und nimmt den Kübel mit.

Wir kämpfen inzwischen ebenfalls mit Herausforderungen: Der Boiler ist gasbetrieben. Außer Stichflammen entlocken wir dem Kasten trotz halbstündigen Bemühungen nicht viel. Der Hausverwalter kehrt zurück, zeigt uns diverse Tricks zur Heißwasserproduktion, stellt den geputzten Abfalleimer ins Eck und sprüht mit einem Raumspray sowohl in den Kübel als auch auf die Verandafliesen. Jetzt wohnen wir in einer Zitronenplantage – zumindest, was den Duft angeht.

Es ist Zeit fürs Nachtmahl. Mit Taschenlampen, warmen Jacken und Schals wandern wir ins Ortszentrum. Nebel liegt über dem Dorf und die Luft ist feuchtklamm. Von einigen Dächern tropft es sogar. Die Auswahl an Restaurants ist bescheiden, die zwei in Frage kommenden liegen direkt an der Kreuzung mit offenem Gasträum für alle Abgase. Der Verkehrslärm ist unerträglich. In einer Seitengasse finden wir schließlich ein von Frauen betriebenes „Warung“, eine typische Gaststätte für Einheimische. Dementsprechend präsentiert sich auch die Speisekarte, die wir nicht einmal entziffern können. Doch die Mädels sind sehr hilfsbereit und kochen extra für uns etwas Vegetarisches ohne Chili.

Der Heimweg im Dunklen stellt überhaupt kein Problem dar, im Gegenteil, wir sind sogar heilfroh soweit im Abseits zu wohnen, da wir hier heroben vom Verkehr überhaupt nichts mehr mitbekommen.

### **35. Tag, 21. Oktober 2003**

In der Nacht ist es totenstill. Die Nacht endet um 6:00 Uhr morgens. Der Hahn ist auf den Platz seines gestrigen Triumphes zurückgekehrt und lässt ein markerschütterndes Kikerikiii erschallen. Die Distanz zwischen ihm und unserem Bett beträgt kaum drei Meter und das Fenster steht offen. Da nützt kein Bettdecke-über-den-Kopf-ziehen. So ein Mistvieh! Als er zum fünften Schrei ansetzt hat mein noch schlaftrunkener Körper den nötigen Adrenalinpegel erreicht und ich stürme splitternackt wie ich bin, mit einem drohend überm Kopf kreisenden Handtuch auf die Veranda. Der Hahn erschrickt bei einem Anblick fast zu Tode, rutscht in seiner Panik auf den Fliesen aus und stürzt kopfüber in ein Blumenbeet. Flügel Schlagend kann er sich nicht gleich aus dem Dreck befreien und verdreht die Augen in blankem Entsetzen. Erst als er ein paar Meter zwischen sich und mir gebracht hat, fällt er in seinen gewohnt stolzen Gang zurück und gluckert empört vor sich hin, während er die letzten Erdkrümel aus den Federn schüttelt. Triumphierend kehre ich zu Markus zurück, der bei meinem Auftritt die Augen nicht vor Schreck sondern bloß vor Lachen verdreht hat wie der Gückeler. Blöde Männer.

An Schlaf ist nicht mehr zu denken.

Sobald die Sonne aufgegangen ist, bekommen wir ein kleines Frühstück auf die sonnenbeschienene Veranda serviert. Der Hahn führt seine Henne und die kleinen Bibile an uns vorbei zum Rosenbeet, als ob es in diesem Garten gar keine Bungalows geben würde. Aber kaum sind wir im Bad, pickt er schon die Toastbrösel von den Fliesen auf. Diesmal flieht er auch, als er mich mit Kleidung erblickt. Ein kleiner Trost.

Wir machen einen Ausflug zum botanischen Garten. Er zählt zu den drei schönsten Parkanlagen in ganz Indonesien. Hunderte verschiedene Bäume, dutzende Farnarten, Orchideen und Kakteen werden hier gepflegt. Der 120 Hektar umfassende Garten ist von asphaltierten Straßen und mit Waschbetonplatten ausgelegten Fußwegen durchzogen. Neben ausgedehnten Wäldern gibt es golfplatzähnliche Rasenanlagen, in denen vereinzelte exotische Nadelgehölze stehen oder seltene Baumarten gruppiert sind. Markus und ich sind am meisten von den Farnbäumen beeindruckt, die über 10 m Höhe erreichen können. In ihrer Krone spannen sich zartgliedrige, hellgrüne Fächer gleich einem Sonnenschirm auf, der Stamm besteht im krassen Gegensatz zu dem frischen Leben bloß aus abgestorbenen Blattansätzen. Junge Triebe drohen mit geballter Faust aus der Mitte der Krone und erinnern an den verschnörkelten Kopf eines Nikolausstabes. Jedes Fingerröllchen ist mit langen Haaren bewachsen und in einem größeren Arm eingewickelt.

Wir wandern schweigend dem Pfad „tropischer Regenwald“ entlang, um die vielen unbekanntenen Vogelstimmen zu genießen. Einer von uns ist bemüht zu sagen: „Herrlich, diese friedliche Ruhe hier im Park.“ Und bereut es in der nächsten Minute. Am Eingangsportal ertönt ein Lärm, als ob ein Flugzeug starten würde! Hunderte Mopeds – ohne Übertreibung – brausen durch den Park, gefolgt von Bussen, Autos und rund 20 Lastwagen, auf deren Ladeflächen dichtgedrängt balinesische Männer in Festtagsgewändern stehen. Aus aufmontierten Lautsprechern erschallen Trommelwirbel.

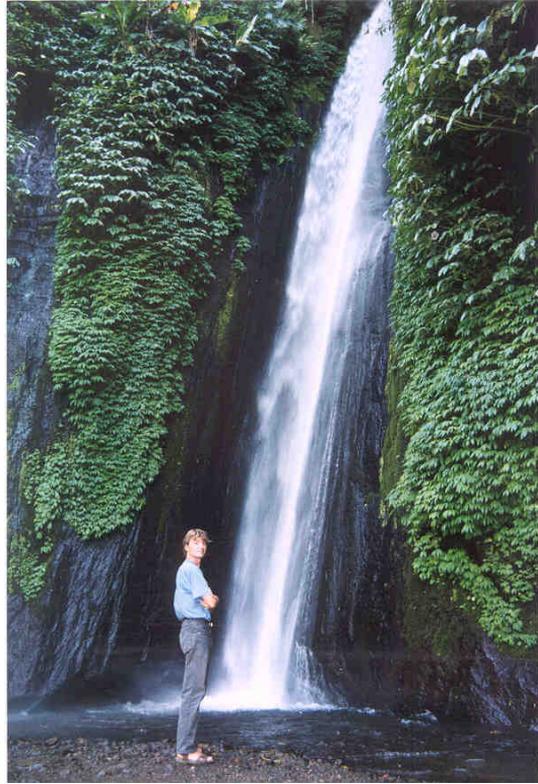
Muss das sein?!

Wir haben uns auf einem kleinen Aussichtshügel eine idyllische Parkbank zum Verweilen ausgesucht. Nun steigt bläulicher Abgasdunst von der Straße zu uns herauf, sodass wir unsere T-Shirts über die Nasen hochziehen und die Luft anhalten.

Es muss wohl sein.

Nach zehn Minuten ist der Spuk zum Glück vorbei. Vom fernen Tempel im hinteren Eck des Parks dringt noch Musik und Gesang an unser beleidigtes Ohr, wir schlagen entschlossen die entgegengesetzte Richtung ein.

Stundenlang wandern wir auf den ausgedehnten Wegen und haben zum Glück etwas Wasser bei uns. Denn zu unserer Verwunderung gibt es keine einzige Verpflegungsstation im Park. Wir sind nun bis zum nördlichsten Ende des Gartens vorgedrungen, eine sehr einsame, aber nichtsdestotrotz sehr laute Gegend. Sie wird beherrscht vom Gezirpe der Zikaden, die den Mopedlärm noch um einige Dezibel überbieten. Wahrscheinlich braucht es Tausende dieser Insekten, um so ein Konzert



Im Regenwald Balis





Wunderschöne und herrlich duftende Blütenpracht



zu veranstalten. Sie dürften sich auf höchstens drei oder vier Bäumen verteilt haben. Wenn wir genau im Zentrum des Lärms darunter stehen, können wir uns trotz gegenseitigem Anschreien nicht mehr verstehen. Das Gezirpe erinnert an einen Saal voller Kreissägen, ist aber nicht ohne Melodie, sondern von einem wellenartig schwingendem Rhythmus gekennzeichnet, der beim Abebben stets von einem durchdringenden Piepton angefeuert wird und sich danach wieder zur vollen Lautstärke emporhebt. Wer dieser piepsende Taktgeber ist, können wir leider nicht feststellen. Sind das die Zikaden selbst, oder ist es ein Vogel, der so exakt in dieses Konzert mit eingebunden ist? Jedenfalls handelt es sich für uns um ein imponierendes Spektakel.

Der Hunger treibt uns schließlich aus dem Park hinaus. Nach einem Mittagessen ziehen wir uns mit frischen Papayas und Lychees auf unser Zimmer zurück. Nebelschwaden kriechen vom Tal herauf und legen einen dichten Schleier vor unsere Scheibe. Die Feuchtigkeit kondensiert auf dem Glas und bildet kleine Rinnsale, die sehr an Regen erinnern. Doch beim nächtlichen Spaziergang zum Dinner blitzen schon wieder die Sterne über uns.

Bei unserer Rückkehr im Taschenlampenlicht öffnen wir die Tür und tasten nach dem Lichtschalter. Im Aufblitzen des hellen Scheins sehe ich etwas Schwarzes auf dem Kaminsims: Eine fette Maus! Sie klettert blitzschnell dem Stromkabel entlang herab auf den Fußboden und flüchtet unter das große, schwere Doppelbett. Shit! Doch da rennt sie schon auf der anderen Seite wieder hervor und huscht unter den Vorhang, der bis zum Boden reicht. Wir öffnen die Haustür wieder und nähern uns ganz langsam mit Besen und Kissen bewaffnet dem Vorhang. Nichts. Die Maus dürfte schon längst durch den Fensterspalt entkommen sein. Außer ein paar Kotkugeln und Reste unserer offenen Schokoladepackung entdecken wir keine Spur mehr von ihr.

### **36. Tag, 22. Oktober 2003**

Hahn und Maus meiden uns und es wird eine herrliche Nacht. Am Morgen ist die Luft klar und beim Frühstück können wir die Südhälfte Balis überblicken. Mit einem Bemo gelangen wir zu der Stelle am See, wo uns der Minibusfahrer vorgestern samt Gepäck aussteigen ließ. Die Reklametafel weist nämlich den Eingang zu einem der schönsten Tempelanlagen Balis. Im Eintrittsgeld ist wiederum eine Unfallversicherung inkludiert, die uns erneut zu heiteren Spekulationen veranlasst. Nicht einmal Einheimische verstehen den Sinn darin. Egal.

Vor dem Tempel steht ein mächtiger Banyanbaum, dessen Stamm unser Wohnzimmer ausfüllen würde (nein, wir haben kein kleines Zimmer!). Der Baum ist ein Heiligtum und dementsprechend mit bunten Bändern geschmückt. Dahinter öffnet sich eine reichverzierte Mauer zu den zahlreichen, kleineren Hindu-Tempeln. Links neben dem Eingang befindet sich eine buddhistische Stupa und am Berghang gegenüber der

Tempelanlage blüht die silberne Kuppel einer großen Moschee. Drei große Weltreligionen sind auf einem Quadratkilometer friedlich nebeneinander repräsentiert. Dieser Umstand ist mindestens so beeindruckend wie die künstlerische Ausführung der einzelnen Gebetsstätten selbst. Die Hindutempel am Seeufer haben die schönste Lage. Ein kleiner Schrein steht auf einem kleinen Inselchen und ist das typische Balipostkartenmotiv schlechthin.

Hier gibt es auch einige Auslands-Touristen und das schlägt sich zum Glück in der Speisekarte des Parkrestaurants nieder. Leider ist es erst 10:00 Uhr vormittags und noch nicht Zeit für Spaghettis. Da fällt mir ein, dass ich auf der Anreise einen großen Obst- und Gemüsemarkt in der nächsten Ortschaft gesehen habe. Bis zur Mittagszeit könnten wir uns dort noch umsehen. Wir winken ein Bemo heran und fahren die fünf Kilometer weiter. Der Markt ist leider schon zu Ende und es liegen bloß mehr zertrampelte Kohlblätter und Obstabfälle am Boden. Also zurück zu den Spaghettis!

Der Marktplatz dient als zentrale Bemohaltestelle, was nur auf den ersten Blick für uns günstig erscheint. Die Fahrer warten hier, bis ihr Auto genügend Passagiere hat, ehe fahren sie nicht ab. Wir hätten ja Zeit, aber die Fahrer auch. Zudem bietet der zentrale Marktplatz ihnen die Möglichkeit, sich untereinander abzusprechen und nun verlangen sie das Zehnfache von dem, was wir soeben für die Herfahrt bezahlt haben. Alles, was recht ist, aber so müssen wir uns nicht verarschen lassen und wir tun so, als ob wir zu Fuß gehen würden! Dieser Trick wird gleich durchschaut und kostet die Fahrer bloß ein müdes Lächeln. Sie sitzen eindeutig am längeren (Schalt)hebel. Wir geben uns schließlich geschlagen und steigen unter Protest beim nächsten, geringfügig niedrigeren Angebot ein.

Die Spaghettis sind köstlich. Die Speisekarte auch, allerdings nicht in kulinarischer sondern in orthografischer Hinsicht. Asiaten haben oft ein Problem mit der Unterscheidung von P und F. Das schlägt sich ganz besonders in der Schreibweise ausländischer Gerichte nieder. Hier prangt zum Beispiel in großen Lettern die Überschrift FIZZERIA. Auf der nächsten Seite wird ein „Chop-Salat“ angeboten und bei den Fleischspeisen entdecke ich „grilled fork“. Die Balinesen schreiben die Dinge so, wie sie sie aussprechen. Das führt zu „Pencakes, Toast with Bata oder Tomato Sos“. Lustige Effekte ergeben auch Schlampigkeitsfehler, wenn zB in der Leuchtreklame eines Kleiderladens für amerikanische T-Shirts geworben wird.

Nach dem Mittagessen kehren wir nach Bedugul zurück. Am Straßenrand winken wir ein Bemo heran. Darin sitzt – welch ironischer Zufall – derselbe Fahrer wie vorhin, der uns erpresst hatte. Diesmal akzeptiert er grinsend den für Einheimische üblichen Fahrpreis.

Der Markt in Bedugul ist viel lebendiger und schöner als alles, was wir bis jetzt gesehen haben. Die Verkäufer haben kaum Platz zwischen den kunstvoll aufgetürmten Pyramiden aus Orangen, Äpfeln, Trauben und Mangos. Sogar Erdbeeren haben sie einzeln, Stück für Stück zu spitzen Kegeln geschichtet.

Dunkelblaue Trauben und frische Lychees werden angeboten, daneben zahlreiche Obstsorten, von denen ich nur den balinesischen Namen erfahren kann. Gerne lasse ich mir von den Verkäuferinnen Kostproben anbieten. Im hinteren Teil des Marktes stehen große Säcke mit Getreide, dreierlei Sorten Reis, weißem, rotem und schwarzem. Nebenan duften verschiedenste Gewürze und betören auch durch ihre bunten Farben, safrangelb, chillirot und zimtbraun. Die Gemüsezeile ist nicht minder interessant. Es gibt Karotten, die die unsrigen in Größe bei weitem übertreffen und Bohnen, fast einen halben Meter lang!

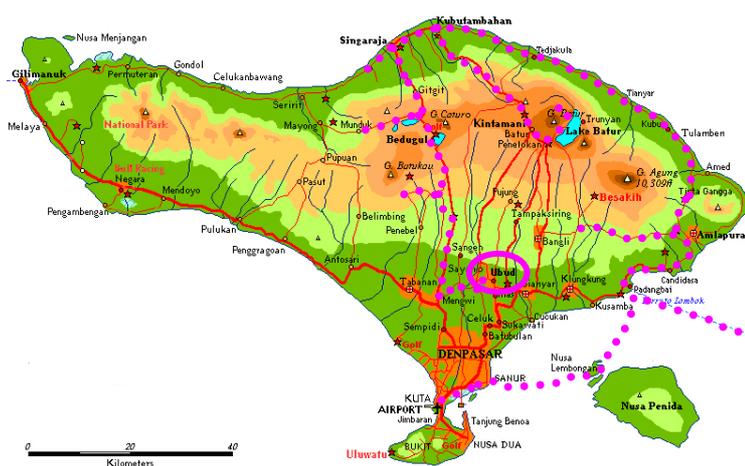
Ringsum die Markthalle wetteifern Blumenhändler mit der Farbenpracht ihrer Orchideen, die wesentlich schöner sind, als die im botanischen Garten gezeigt. Dieser Ort wäre ein Paradies zum Einkaufen, wenn man selber kochen könnte, nicht zu vergleichen mit unserem trostlosen, ewiggleichen Angebot vom Sutterlüty zu Hause!

## UBUD

### 37. Tag, 23. Oktober 2003

Ein herrliches Erwachen. Am Himmel ein sattes Morgenrot, unter uns das wogende Weiß eines Nebelmeeres. Mt Agung's spitzer Kegel ragt schwarz daraus hervor. Diese kitschige Kulisse bildet den angemessenen Hintergrund für unser letztes Frühstück auf der Sonnenveranda.

Wie erwartet, holt uns das bestellte Taxi eine halbe Stunde zu früh ab. Da wir mit der indonesischen Pünktlichkeit mittlerweile vertraut sind, ist diese Zeit miteinkalkuliert. Gestern haben wir mit dem Fahrer eines Privatautos eine schöne Route



zusammengestellt, die uns erst zurück zum nördlichen Kraterrand, dann zu den ausgedehnten Reisterrassen nach Jatiluwih und schließlich bis Ubud führt. Denn Ubud ist von Bedugul aus kaum mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Die Hauptverkehrs-

adern verlaufen in Nordsüd-Richtung, wir müssen jedoch nach Osten. Daher gönnen wir uns den Luxus eines privaten Chauffeurs.

Auf dem Weg nach Munduk fahren wir dem nördlichen Kraterrand entlang und genießen den gleichzeitigen Ausblick auf alle drei Kraterseen. Hier wären noch schöne Wanderungen zu machen gewesen, doch die Zeit wird uns zu knapp. Bei Munduk führt uns ein Fußweg steil hinab zu einem imposanten Wasserfall. Das war ein Missverständnis unseres Fahrers, denn eigentlich wollten wir gar nicht hierher. „Wasserfälle haben wir in den Alpen sicherlich die schöneren!“, dachten wir. Nun stehen wir beeindruckt vor einer weißen Gischtwand, die rund 15 Meter über glattgeschliffene, schwarze Lavawände in einen Pool herabstürzt. Der üppige Regenwald drängt bis dicht an das Wasser heran und neben den tosenden Wassermassen hängen hellgrüne Moose und lianenähnliche Gewächse wie ein smaragdgrüner Vorhang über dem durchschimmernden schwarzen Hintergrund. Die Farbkomposition ist famos und in den Alpen wohl kaum zu finden.

Der Taxler weiß halt, was den Touristen gefällt. Also lassen wir ihm ab nun freie Hand und kehren auf die Südseite der Berge zurück, um langsam wieder in tropische Temperaturen einzutauchen.

Die Gegend rund um Jatiluwih ist wundervoll. Langgezogene Hügelrücken sind vollständig aus Terrassenfeldern modelliert. In den dazwischenliegenden Gräben rinnen idyllische Bächlein über große, schwarze Felsblöcke, die Ufer sind von hohen Kokospalmen gesäumt. Inmitten der Felder, in denen der Reis schon hoch steht, thronen unzählige Steintempelchen, umpflanzt mit rotlaubigen Sträuchern. Kleine strohgedeckte, halbseitig offene Unterstände spenden Schatten für samtäugige Rinder, die von ihrer Eleganz her an Rehe erinnern und zudem einen weißen Hintern besitzen. Das Gras, mit dem sie gefüttert werden, wächst auf den Lehmmauern, die die Terrassen formen. Sein frisches Gelbgrün steht im Gegensatz zu den dunklen reifen Reisähren und Klimt hätte seine Freude an der Farbpalette der Landschaft gefunden: Eine grandiose Komposition aus hellumgrasten, sattgrünen Feldern und verwitterten grauen Tempeln mit blutrottem Ziersträucherrand.

Der Fahrer lässt uns aussteigen und erklärt grob den Weg durch die Felder, er selbst wird weiter vorne bei einem Restaurant wieder auf uns warten. Markus ist vom bevorstehenden Spaziergang gar nicht begeistert, weil wir nur unsere Sandalen tragen und die giftigen Schlangen könnten uns ungehindert in die nackten Zehen beißen. Ich kann ihn dennoch zur Erkundungstour überreden, denn der Pfad sieht trocken und übersichtlich aus, außerdem marschiere ich voran. Das ist keine aufopfernde Heldentat, sondern ich fürchte mich vor Schlangen nicht so sehr wie vor Blutegeln und die gibt es hier zum Glück nicht!

Allmählich verliert sich jedoch der Pfad, wird unübersichtlicher und endet schließlich am Bach. Auf der anderen Seite sind wieder Pfade erkennbar, die weiter auf den Rücken führen, an dessen oberen Ende unser Taxi wartet. Jetzt sollten wir bloß über den Bach kommen! Doch so einfach ist das nicht. Die Uferböschung ist steil und mit viel Gestrüpp verwachsen. Wir stapfen so gut wie blind darin herum – nur nicht an die

Schlangen denken(!) - und müssen schließlich ins Wasser. Ratlos stehen wir bis zu den Knien im Bach und können keinen vernünftigen Durchstieg auf der anderen Seite erkennen. Markus verkneift sich einen Kommentar über den „netten und harmlosen Spaziergang“, den ich prophezeit hatte. Da wir nicht ewig im Bachbett bleiben können, obwohl das angenehm kühl wäre – stürzen wir uns erneut ins Gestrüpp und erreichen nach einigen Metern endlich wieder Reisfelder. Von nun an geht es bergauf, das heißt, der Weg wird besser und mir rinnt der Schweiß in Strömen. Wir gelangen ohne Schlangenbegegnung (wie ich prophezeit hatte) zur Straße und steigen in unser schwarzes Taxi, das in der Sonne geparkt und auf uns gewartet hat.

Nach langer, heißer Fahrt endlich in Ubud angekommen, wird die Zimmersuche schwer. Die Auswahl ist einfach zu groß! Wir lassen zahlreiche genervte Manager auf der Strecke, manch einer ist der Verzweiflung nah, bis wir uns für das Obergeschoß eines Bungalows mit langer Fensterfront entschieden haben. Vom Bett aus blicken wir direkt auf die Reisfelder, die zur Ernte bereitstehen.

### **38. Tag, 24. Oktober 2003**

Gemeinsam mit den ersten Sonnenstrahlen erscheinen die Erntefrauen. Sie sind mit Männerkleidung angetan, mit langen bunten Stoffhosen, alten Anoraks und dicken Schals, die sie sich um den Kopf gewickelt haben. Darüber tragen sie spitzkegelige Strohhüte, die in uns das Bild von chinesischen Bauern wachrufen. Sie folgen im Gänsemarsch den Konturen der Felder und tragen einen großen Korb und mehrere Stangen mit sich. Die ersten Ankömmlinge schneiden mit kleinen Sichel mitten im Feld ein paar Garben ab, während die anderen den Korb aufbauen. Die Stangen werden darin befestigt und ragen gut eineinhalb Meter über den Korbrand hinaus. An diesem Gerüst spannt sich ein feinmaschiges Netz um den Korb und lässt nur einen kleinen Schlitz frei. Dort werden Tücher über den Korbrand gelegt, um die Abschlagkante zu polstern. Mit schnellen Bewegungen kappen die Frauen ein paar Garben Reisähren, bündeln sie in den Händen und schlagen sie auf den Tüchern ab. Die herumfliegenden Körner werden vom Netz gefangen und fallen in den Korb. In kürzester Zeit hat sich vor dem Korb eine Warteschlange gebildet, denn das Abschneiden geht eindeutig schneller als das Klopfen. Sie lachen und scherzen untereinander und kichern belustigt, als sich Markus zu ihnen gesellt. Denn offensichtlich ist das hier reine Frauensache. Eine der Frauen hat inzwischen eine große Plastikplane auf einem bereits abgeernteten stoppligen Teil des Feldes ausgebreitet und sich in deren Mitte niedergelassen. Mit einem langen Messer schabt sie von den ausgeschüttelten Garben, die ihr von Kolleginnen zugeworfen werden, die letzten Körner ab. Bald türmt sich ein Reishaufen zu ihren Füßen. Wenn der Korb nachgerückt und wieder an zentraler Stelle positioniert wird, steht sie auf, nimmt die Plane an den vier Ecken zu einem Beutel auf und leert den Reis in den Korb. Nach gut einer Stunde Arbeit ist der Korb voll. Jetzt betritt ein Mann die Szene, wirft einen argwöhnischen Blick auf Markus und stellt den mitgebrachten zweiten Korb auf. Im

abgeernteten Feld bleiben zwei Frauen zurück, legen Decken und Planen auf den Boden und beginnen den Reis zu säubern. Eine schöpft mit einer flachen geflochtenen Schale Reis aus dem Korb und wirft die Körner in die Luft. Da es heute windstill ist, erzeugt die zweite Frau mit Strohfächer ein Luftzug, der die Streu fortbläst. Der gereinigte Reis wird anschließend in weiße Plastiksäcke abgefüllt, die der Mann zum Straßenrand schleppt. Das Korn ist noch ungeschält und Markus erhält auf seine Frage bezüglich der weiteren Verarbeitung „machine“ als Antwort.

Noch vor Mittag sind alle Felder geerntet und das wertlose Stroh zum Trocknen auf den Stoppelfelder in der Sonnen ausgebreitet. Ein paar Stunden später raffen Männer das Stroh zu Haufen zusammen und zünden sie an. Schwarze, dicke Rauchwolken verhüllen die Nachbarbungalows und die Bewohner verlassen hustend mit einem in Tüchern gewickelten schreienden Bündel im Arm ihre Behausung. Das sind Touristen mit ihrem Kleinkind. Die Einheimischen wandeln im Rauch umher, als wäre es die reinste Gebirgsluft, stochern in den Glutnestern und zeigen nur Verwunderung über die wüsten Beschimpfungen durch die empfindlichen Ausländer. Wir hoffen, dass der Wind uns günstig gesinnt bleibt, der bislang den Qualm an unseren Fenstern vorbeitrag. Sonst müssten auch wir uns für die Nacht ein anderes Quartier suchen! Vorsichtshalber machen wir alle Luken dicht, als wir ins Dorfzentrum zum Shoppen gehen.

In Ubud kann man nämlich nicht viel anderes unternehmen außer einkaufen und gut – aber relativ teuer – essen. Und – das hätte ich fast vergessen, die Tanzveranstaltungen. Nein – keine Discos, sondern kulturelle Tanzvorführungen der berühmten balinesischen Tempeltänze, deren Akteure mit ihren maskenhaft geschminkten Gesichtern und der übertriebenen ausdrucksvollen Mimik in jedem Baliprosppekt abgebildet sind. Meist mit irgendeiner typischen Handpose, bei der die langen Finger unnatürlich abgespreizt sind. Oder mit aufgerissenen Augen, bei denen das Weiße ringsum die Pupillen ein breiten Ring bildet. Diese Meister an Geschmeidigkeit und Schnelligkeit erzählen in ihren Tänzen uralte Legenden oder Geschichten.

In den unzähligen Dörfern ringsum arbeiten seit eh und je Kunsthandwerker aller Branchen. Von Holzschnitzern über Töpfer, Steinmetze, Korbflechter und Weber bis hin zu Malern, Musikern und Tänzern. Dementsprechend reich ist das Warenangebot in der Verkaufszentrale Ubud. Hier gibt es mehr Galerien und Ausstellungsräume als Touristen. Zumindest in der Nachsaison, in der wir uns nun befinden. Die Qualität der dargebotenen Waren ist schwer einzuschätzen, die Preise ohnehin reine Verhandlungssache. Viele der gängigen Malereien entspringen dem ewig gleichen Urwaldmotiv mit Orchidee und Vogel und sind unserem Geschmacksempfinden nach Kitsch. Aber es zeigen sich auch mutige Ansätze zu moderner Kunst und da wird die Beurteilung zur rein subjektiven Sache. Das Gleiche gilt auch für die Holzarbeiten. Überall dasselbe Delfinpaar oder die Komodowarane mit der schuppigen Haut. Schön gearbeitet, aber Massenware. Die Balinesen passen ihre Ware sehr rasch dem Zeitgeist und der Nachfrage an. So entdecken wir überdimensional große, fliegende

Penisse mit knallrot angemalter Eichel als Souvenir im Angebot eines kleinen Ladens. Der Besitzer strahlt, als er unsere überraschten Gesichter erblickt. Die Korb- und Flechtwaren sind recht hübsch, sie reichen vom Tischset bis zur Tissueschachtel, sogar geflochtene Zigarettentuis werden angeboten. Am Besten gefallen uns die Steinskulpturen, große Buddhas oder feuerspeiende Drachen für eine weitläufige Gartenanlage, doch die kann man nicht transportieren ...

Wir sind schlechte Käufer. Wir halten uns bloß wegen der Klimaanlage in den Geschäften auf und geben kein Geld aus. Nachdem wir einmal den Markt durchquert haben, kennen wir im Großen und Ganzen das gesamte Angebot von Ubud und der Umgebung.

### **39. Tag, 25. Oktober 2003**

Der Wind hat zum Glück auch in der Nacht seine Richtung nicht geändert und wir können bei offenen Fenstern schlafen. Die Strohhaufen motten noch immer vor sich hin. Vom anderen Feldrand her dringt Babygeplärr aus dem Bungalow oder besser gesagt aus der Selchkammer. Auch das kann Urlaub auf Bali sein.

Wir besuchen heute den Affenwald und spazieren eine kleine Runde über Erdnussfelder und Bambuswälder. Neugierig wie wir sind, rupfen wir eine Erdnusspflanze aus und betrachten die unreifen Erdnusswürmchen, die im feinen Wurzelwerk hängen. Sie sind noch weiß und weich, wenn auch schon mit den charakteristischen Runzeln überzogen. Im Inneren liegen kleine Nusskeime, die bislang kaum Geschmack haben. Es ist zu früh für die Ernte. Am Dorfrand Ubuds gibt es ein Bio-Restaurant mit wundervollem vegetarischem Essen und eigener Bäckerei. Den herrlichen Schokoladekuchen nehmen wir gleich mit zum Tee nach Hause.

Aus einer Email von Charly habe ich erfahren, dass es in Vorarlberg bis ins Tal herunter schneit und es kalt und grausig ist. Daran denken wir, während wir bei über 30° Grad im Schatten der Veranda sitzen und Tee und Kuchen verspeisen.

Als wir beide kurz darauf von Kopf bis Fuß eingeseift unter der Dusche stehen, geht das Wasser aus. Es gurgelt in der Leitung, röchelt noch ein paar Mal – fertig. Wir warten, bis jemand die Wasserpumpe einschaltet. Die Seife trocknet langsam ein, wir warten immer noch. Aber anscheinend merkt niemand, dass das Wasser alle ist. Deshalb muss Markus in der Badehose schnell raus um Hilfe zu holen. Es dauert eine weitere halbe Stunde, bis endlich die Pumpe anläuft. Dafür weiß ich jetzt mit wievielen Fliesen das Bad gekachelt ist...

## KUTA

### 40. Tag, 26. Oktober 2003

Heute ist der 26. Oktober: Österreichischer Nationalfeiertag – und wir hören keine Ansprache des UHBP! Dafür knatterten die Frösche die ganze Nacht. Jetzt am Morgen werden sie von hunderten Enten abgelöst, die ständig alles abschnabelnd durch die frisch gefluteten Felder planschen. Ziemlich hektisch wetzeln sie umher, scheinen in der Eile auf dem Wasser zu laufen anstatt zu schwimmen. Dann dreht eine Ente unversehens um und in plötzlich ausbrechender Panik watscheln alle hinterdrein. Das von der Asche des verkohlten Strohs schwarze Wasser spritzt unter den schlagenden Flügeln auf, bis die orangen Füße mit der Lehmmauer endlich wieder festen Boden unter sich haben. Aufgereiht im sprichwörtlichen Gänsemarsch drängen sie ihrer Führerente nach, den Schnabel im Nacken des Vorderviehs. An der Steilstufe zur nächsten Terrasse bricht ein Tumult aus. Für einige Enten ist das Hindernis zu hoch, sie purzeln rücklings in die Warteschlange hinein und gehen im wahrsten Sinn des Wortes baden. Während die einen sich noch hoch kämpfen hat der Haupttrupp erneut die Richtung geändert und stürmt wieder abwärts zu den tiefergelegenen Feldern. Die Warteschlange wendet sich und watschelt aufgeregt zurück. So geht das stundenlang, ein Hin und Her, begleitet von dem schmatzend schlubbernden Geräusch, das von den Wasser filternden Schnäbeln verursacht wird.

Wir räumen unser Zimmer und bezahlen die Rechnung, als der Manager ohne Verabschiedung überstürzt verschwindet. Ein wenig ratlos ob seines seltsamen Verhaltens warten wir unschlüssig, bis der Manager keuchend wieder auftaucht. Er hat einen Mann dabei, der uns angeblich schon über eine Stunde lang sucht. Es ist der Fahrer unseres gestern vorbestellten Taxis, das uns nach Kuta bringen soll. Er hat den bisherigen Pünktlichkeitsrekord gebrochen: Er ist zwei Stunden zu früh!

Das Taxi ist ein Bus, der ziemlich elend aussieht und sich auch während der Fahrt so anfühlt. Wahrscheinlich hat er noch nie eine Federung besessen. Wir holpern aus Ubud in Richtung Süden durch die Dörfer der Steinmetze. Auf mehreren Kilometern reiht sich ein Gott an den anderen. Shiva, Ganesh und Buddha neben Elefanten, Drachen und Vasen. Riesige Monumente in grau, weiß, schwarz oder braun marmoriert. Ich frage mich, wie die meterhohen Skulpturen ohne Hubstapler aufgeladen und abtransportiert werden können? Säulen, Wandreliefs, Balustraden und bunte Waschbetonplatten. Wer kauft das ganze Zeug?

Auf die Steinmetze folgen die Schmiede und der Straßenrand wird zum Ausstellungsraum aller vorher gesehenen Exponate – nun allerdings aus Metall. Unglaublich. Kurz vor Denpasar machen sich schließlich die Töpfer breit, mit Blumentrögen, Karaffen und Vasen. Den Rand der Hauptstadt Balis belagern die Gärtnereien, die mit kleinen Orchideen und Bonsaibäumen, bis hin zu Kokospalmen im Riesentopf alles bieten, was ein schöner Hotelgarten braucht.

In Kuta angekommen, weigert sich der Taxifahrer uns zum ausgemachten Ort zu bringen, sodass wir für die letzten Kilometer noch ein zweites Taxi bemühen müssen. Es ist leider immer dieselbe Erfahrung.

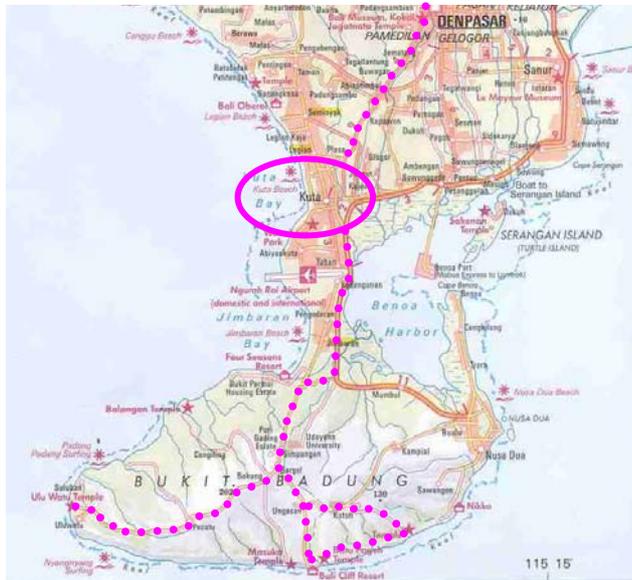
In einer kleinen Gasse, abseits der verkehrsreichen Uferstraße, finden wir eine schöne Bungalowanlage mit einem netten Swimmingpool. Im Schatten der Palmen liegt eine Katzenmutter mit ihren kleinen Miezen, die jämmerlich mauern. Die Alte erschrickt, obwohl ich mich vorsichtig nähere, eines der Kleinen kommt jedoch mit steil aufgerichtetem, drahtigen Schwanz auf mich zu. Das knochige Gesicht scheint nur aus den überproportional großen Augen zu bestehen. Die Schnauze aufgesperrt plärrt es mich an. Mauuuuu! Auf dem Köpfchen ragen viel zu groß wirkende Ohren spitz auf, und der magere Körper ist kaum imstande, den Kopf zu tragen. Mit zwei Fingern möchte ich das Kleine streicheln, spüre aber nur Haut und Knochen unter meinen Fingerspitzen. Jede Rippe ist nicht nur ertastbar, sondern auch sichtbar. Die Hüftknochen stechen von unten in das Fell hinein, ähnlich dem Hinterteil magerer Rinder. So ein verhungertes Tier habe ich noch nie gesehen. Ich nehme das Federgewicht vorsichtig auf, es kuschelt sich in meine Handfläche, vergisst dabei aber nicht auf das flehentliche Miau. Jetzt kommt auch die Katzenmutter zu mir her. Sie sieht zwar mager aus, aber nie so lebensbedrohlich wie ihr Junges. Milch wird sie allerdings kaum geben können. Das andere Junge ist schon etwas größer. Ich setze das Häufchen Elend vorsichtig wieder auf den Boden und schaue ihm nach, wie es mit eckigen Bewegungen auf den dünnen Beinen davonstakst.

Wir machen uns auf Erkundungstour. Kuta ist ja der berühmteste Ort in Bali, nicht erst seit dem Bombenattentat. Über 90% der Touristen kommen hierher. Wahrscheinlich war es einst nur der kilometerlange Sandstrand der elegant geschwungenen Bucht, der die ersten Urlauber anzog. Nach und nach hat sich dann das entsprechende Hotelangebot dazu entwickelt und heute ist es vor allem die Partyszene, die Kuta so begehrt macht. Deshalb ist es auch unsere kürzeste Station ...

„Aber man muss es einmal gesehen haben!“, empörte sich Markus, als ich Kuta gänzlich aus unserer Rundtour streichen wollte. Außerdem soll es hier in der Nähe einen Strand namens Timbis Beach geben, an dem man wunderbar mit einem Gleitschirm soaren kann. Ein ehemaliger Flugschüler von Markus hat uns die Adresse und Telefonnummer eines Franzosen Bernard mitgegeben, der hier sogar eine Flugschule betreiben soll. Leider kennt hier niemand einen Timbis Beach und die Telefonnummer endet auf einer balinesischen Tonbandansage, die folgenden Inhalt hat: Sie befinden sich nun auf der Mobilbox, aber sie können keine Nachricht hinterlassen. Super. Markus will das Fluggebiet unbedingt erkunden und eventuell einen Schirm zum Fliegen ausleihen. Ich hätte morgen, am letzten Urlaubstag lieber einen entspannten, stressfreien und vor allem ungefährlichen Tag erlebt, doch Markus ist nicht aufzuhalten.

Auf unserer Landkarte suchen wir eine Steilküste in der Nähe von Kuta, an der Soaring möglich sein könnte. Die einzige Stelle, die überhaupt in Frage kommt, ist der

südlichste Zipfel der Bukit-Halbinsel. Dieser ist aber mindestens 10 km von uns entfernt und ich habe keinerlei Lust in diesem Verkehrschaos noch einmal ein Auto zu mieten. Markus macht daher den Vorschlag ein Motorrad auszuleihen. „Aber das ist ja noch gefährlicher!“, lautet meine entsetzte Reaktion. Ich müsse ja nicht mitkommen, meint darauf Markus beschwichtigend. Aber er stellt sich das zu einfach vor: Ich liege relaxed am Swimmingpool und warte, dass er zurückkommt. Ich habe viele Stunden Zeit mir die gräßlichsten Unfälle auszumalen .... – und das soll ein entspannter letzter Urlaubstag sein? Nein, lieber fahre ich mit. Dann weiß ich wenigstens was geschieht. Da mich Markus auf keinen Fall zu etwas erpressen will, machen wir die Entscheidung davon abhängig, wie einfach es morgen geht, ein Motorrad aufzutreiben.



Mittlerweile sind wir an der Uferstraße angekommen, die den Strand von den Gebäuden auf der gesamten Länge der Bucht trennt. Der Verkehr fließt nur sehr stockend und man kann sich relativ sicher zwischen den Stoßstangen hindurch zum Strand schlängeln. Nach dem wir einen Fuß in den Sand gesetzt haben, drängen sich sofort Verkäufer um uns. Doch sie geben schnell auf, als wir sie einfach beiseite schieben und ein paar Schritte zum Meer hinunter gehen. Der Strand ist fast 40 Meter breit, momentan durch die Ebbe eher mehr. Unzählige Menschen bevölkern den Sand. Manche liegen klassisch zum Bräunen auf ihren Handtüchern, nur mit knappsten Bademode angetan, während Einheimische dazwischen hindurchspazieren. Darunter verschleierte Frauen und Männer mit den typischen Häkelkäppchen der Moslems, die sich jedoch am Anblick des ausländischen Fleisches nicht zu stören scheinen. Im flachen Teil des Uferstreifens sind Netze gespannt und es wird eifrig Beachvolleyball gespielt, manche versuchen sie auch im Fußballspiel, das aber aufgrund der Neigung eher ungeschickt ist. Sogar das bei uns schon längst ausgestorbene Frisbee saust durch die Lüfte. Kinder scharen sich um Eisverkäufer, oder bieten selbst Obst oder Süßigkeiten zum Essen an.

Immer mehr Leute drängen auf den Strand, die Sonne hat sich bereits blutrot gefärbt und wartet ebenfalls auf ihren Untergang. Heute haben wir das erste Mal in diesem Urlaub die Möglichkeit, die Sonne im Meer versinken zu sehen. Aber es wird wieder nichts daraus: Eine Wolkenbank setzt dem Farbenspiel rasch ein Ende.

Nun kehren auch die letzten Schwimmer und Surfer aus dem Meer zurück, in das nicht nur sie sondern auch alle Abwässer der Stadt hineingehen. Die Taucher in Tulamben haben uns gewarnt: Wenn ihr keine Hautallergien oder Ohrentzündungen wollt, dann bleibt in Kuta lieber im Swimmingpool, die Wasserqualität des Meeres ist nicht übermäßig gut. Der Aufenthalt am Strand ist zudem recht nervig. Nicht wegen der vielen Menschen, denn mir gefällt der bunte Mix aus Urlaubern und Einheimischen, sondern wegen der Beschallung durch riesige Lautsprecher aus den Pubs gegenüber der Straße. Technorhythmen hämmern ununterbrochen auf den Strand. Als ob der Lärm nicht groß genug wäre, plärren dazwischen die schrillsten Töne aus aufgedrehten Ghetto Blastern, die irgendwelche Freaks mit Rastamähnen auf ihren Schultern transportieren. Der Gehörschaden ist vorprogrammiert. Wir schauen dem Treiben noch eine Weile entgeistert zu. So stellen wir uns den Ballermann-Abschnitt in Mallorca vor – oder vielleicht ist ein Vergleich mit Ibiza besser. Hier kann man sich nur wohl fühlen, wenn man cool ist.

Auf dem Rückweg kehren wir zum Abendessen ein und wählen einen Tisch in der Nähe zweier einsamer junger Frauen. Kurz darauf erscheinen zwei Typen, braungebrannt, mit halblangen Shorts und glattrasierter Brust. Sie werfen sich lässig auf die Korbsessel an dem Tisch hinter uns, da erst bemerken sie die blonden Mädels. Jetzt ist es leider zu spät, denn wir sitzen genau in der Mitte und somit in der Blickrichtung. Markus macht sich absichtlich breit und die Typen verrenken sich die Hälse. Die Mädels kichern und schielen verstohlen zu den coolen Jungs und wir amüsieren uns köstlich inmitten der Flirtlinie. Alles läuft so klassisch und vorhersehbar ab, dass es wie eine inszenierte Persiflage auf uns wirkt. Einer der Jungs will sich besser präsentieren und tritt aus dem Schatten hinter Markus hervor, stellt sich mitten in den Raum, zückt eine Digitalkamera und hält sie in der ausgestreckten Hand vor sich, um sich selbst zu knipsen. Doch damit nicht genug. Jetzt beginnt er seine Hand wie eine schwenkbare Kamera um seinen gestylten Body zu drehen, damit er von sich eine 180° Panoramaaufnahme machen kann. Soviel Eitelkeit, so lächerlich! Wir zerplatzen fast vor Lachen und verschlucken uns andauernd an unseren Spaghettis. Die Mädels sind vom dem Auftritt offenbar beeindruckt. Aber trotz aller Signale, die sie aussenden wagt keiner der Jungs den Anfang. Schließlich zahlen die Frauen, gehen mit extremen Hüftschwenkern und Arschwacklern an uns vorbei auf die Straße und verschwinden in der anonymen Masse. Ratlose Mienen zeichnen sich auf den coolen Typen ab. Dann springt der Selbstportraitierer auf und rennt auf die Straße. Zu spät natürlich. Er fragt den Kellner und offenbar kann dieser ihm einen Tipp geben. Der strahlende Gesichtsausdruck und der erhobene Daumen deuten seinem Kumpel, dass er weiß, wohin sie gegangen sind. Deshalb macht man(n) Urlaub in Kuta.

Wir zahlen und suchen ein Lebensmittelgeschäft um Milch für die Katze zu kaufen. Es ist schon stockdunkel, als ich mit der Milch im Untersatzteller einer Teetasse zu den Katzen gehe. Ich finde sie auf der Treppe eines Bungalows rund um denselben Teller,

den ich in der Hand halte. Sie schlabbern Milch! Endlich gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit und ich erkenne einen Touristen, der dieselbe Milchpackung wie ich in den Händen hält. Wir müssen beide laut lachen. „Same idea, but a few seconds earlier“, meint der Belgier lachend.

Wir gehen früh zu Bett. Die Fenster sind leicht gekippt, die Klimaanlage ausgeschaltet. Es wird dennoch stickig heiß. Von draußen dringt anstelle von kühler Luft nur Musikkärm herein. Je später in der Nacht, desto lauter. Das Problem ist, dass jeder den besten Sound haben will. Bob Marley schreit mit den Hiphoppern um die Wette, Trashmusik zerhackt die sentimental Liebesschnulzen von einst. Die Dezibel wachsen mit jeder Stunde an. So gegen 4:00 Uhr morgens ist der Höhepunkt erreicht. Überraschenderweise hat sich Bob Marley durchgesetzt. Leider gibt es in Kuta scheinbar nur eine CD von ihm und ich kann den *buffalo soldier* nicht mehr hören! Dabei sind wir doch ein gutes Stück weit von der Hauptstraße entfernt, wie muss das erst in der Nähe auszuhalten sein?

Am Morgen ist Kuta tot, wie ausgestorben. Kein Wunder nach so einer Nacht.

#### **41. Tag, 27. Oktober 2003**

Heute bin ich schneller als der Belgier und füttere die Katzen mit in Milch eingeweichten Toastbrot. Das halbverhungerte Kleine ist so gierig, dass es bei jedem Bissen drohend knurrt, als hätte es Angst ihn mit jemand teilen zu müssen. Sein Geschwisterchen und die Alte sind gar nicht an der Fütterung interessiert. Nach zwei Toastbrot und einem achteil Liter Milch sieht die vollgefressene Katze aus, wie die gezeichnete Schlange im „kleinen Prinzen“ die einen Elefant verschluckt hat. Aus dem nur drei Zentimeter breiten Körper ragte eine fast tennisballgroße Kugel heraus. Wenn ihm das nur gut tut!

Es hat in der Nacht geregnet, doch nun reißen die Wolken auf. Leider. Sonst wäre die Fluggebietsbesichtigung ganz einfach ins Wasser gefallen. So bleibt mir nur mehr die Hoffnung auf unverschämte KFZ-Vermieter. Doch eine Viertelstunde später ist das Motorrad bereits da. Mit zwei Helmen! Als ich die Eierschalen skeptisch inspiziere meint sogar der Vermieter entschuldigend: „Just for the police!“ – not for your security – verschweigt er lieber. Das Motorrad besitzt vier Gänge, jedoch keine Kupplung. Das sei hier üblich. Seltsam ist auch, dass die Schaltung genau gegenteilig wie bei uns funktioniert. Statt hinaufzuschalten, schaltet man gewohnheitsmäßig zurück. Das kann ja heiter werden!

Ich fühle mich so miserabel, als ob man mich zur Schlachtbank führen würde. Schicksalsergeben steige ich hinter Markus auf und wir schlängeln uns durch den Verkehr. Für Markus, der sich wohl zu fühlen scheint, ist bis auf die ungewohnte Schaltung alles kein Problem. Wir fahren am Flughafen vorbei auf die dreispurige Autobahn und ich bitte Markus, nicht schneller als 50 km/h zu fahren. Denn die Autofahrer sind derart rücksichtslos und schneiden uns so knapp, dass wir einem der

vielen tiefen Schlaglöcher nur ausweichen können, wenn wir langsam genug dran sind.

Auf der Halbinsel Bukit wird der Verkehr weniger, dafür die Straßenverhältnisse dramatisch schlechter. Bis zum Bali Cliffhotel am südlichsten Zipfel Balis gibt es immerhin noch Asphalt, dann jedoch nur mehr unbefestigte Karrenwege. Vom Timbisbeach hat erst einer etwas gehört und der schickte uns nach Osten. Wir holpern durch unwirtliche Pampa an Steinbrüchen vorbei. Die Sandpiste besteht zur Hälfte aus Schlaglöchern oder spitzen Steinen, es ist schon egal, wo sich Markus durchschlängeln will. Weit und breit kein Anzeichen oder Hinweis einer Flugschule! Ich halte das ganze Unterfangen für mehr als sinnlos und mache meinen Unmut kund. Zudem habe ich Durst und in diesem Niemandsland gibt es weder eine Gaststätte noch ein Geschäft. Da ist nicht einmal mehr jemand, den man nach dem Weg fragen könnte!

Ich habe das Gefühl, als ob mir das Kreuz beim nächsten Schlagloch abbrechen würde. Da, endlich ein Holzverschlag mit Mineralwasserflaschen! In einem Zug leere ich einen Liter hinunter. Markus fragt derweil nach dem gottverdammten Timbisbeach. Die Verkäuferin holt ihren Sohn, der drei Worte mehr Englisch kann als sie und weist in die Richtung, aus der wir gerade gekommen sind. Aber da war nichts als Einöde! Der Bub beharrt auf seiner Aussage, in einem Baum würde ein roter Stoffetzen hängen, dort müssten wir Richtung Meer abbiegen. Markus ist nicht mehr zu halten, so knapp am Ziel, ich sehne mich vergebens nach dem Swimmingpool ...

Wir holpern ein paar Kilometer zurück und halten Ausschau nach dem besagten Zeichen. Es gibt hier leider viele Bäume und zu allem Unglück tragen sie auch Stoffetzen, weiß der Kuckuck wieso. Zufällig sehe ich ein kleines Holzschild mit dem Wort: flying. Es zeigt zu einem Fußweg, der bei einem kleinen Haus endet.

Ein Mann kommt uns entgegen und deutet mit den Händen Steuerbewegungen eines Gleitschirmes an. Er will damit fragen, ob wir fliegen wollen, denn er spricht kein Wort Englisch. Markus ist begeistert. Der Balinese strahlt ebenfalls glücklich und holt sofort ein Formular zur Schirmausleihe. Markus möchte zuerst das Gelände besichtigen und die zwei Düsen mit dem Motorrad los. Ich warte indessen im Schatten.

Nach einer halben Stunde sind sie wieder da. „Na ja“ meint Markus zögernd, und wenn er „Na ja“ sagt, dann bedeutet das „nichts für mich“, denn ich bin kein Profi im Paragleiten. Der Startplatz befindet sich noch ein Stück weiter direkt an einer Steilküste und ein Klippenstart mit einem Gleitschirm ist nicht ganz ohne. Landemöglichkeiten sind ebenfalls rar, vor allem war nicht ganz klar, wie man vom Strand überhaupt wieder zum Startplatz heraufkommen kann. Die Windrichtung- und -stärke ist das einzige Positive in diesem kargen, eher trostlosen Gelände. Der Balinese fuchtelt noch immer mit seinem Formular herum, als sich herausstellt, dass er gar keinen Schirm zum Herleihen besitzt! Markus ist enttäuscht. Der Flugschulenbesitzer Bernard weilt zur Zeit auf Sulawesi und ist daher am Handy nicht erreichbar. Ich kann mir die Feststellung nicht verkneifen, dass ich die Aktion von Anfang an für sinnlos befunden habe.

Zum Glück können wir auf einer anderen Route zurückfahren und haben bald wieder Asphalt unter den Rädern. Und weil wir schon einmal auf Bukit sind, besichtigen wir den berühmten Ulu Watu Tempel an der Westküste. Danach kehren wir nach Kuta zurück.

Es ist alles gut gegangen, bis auf ein einzige gefährliche Situation: Markus musste vor einer plötzlich aufgestoßenen Tür eines parkenden Autos ausweichen, der uns gerade überholende Kleinlastwagen hatte selbst keinen Spielraum mehr und streifte an Markus Jacke. Mir fuhr das Adrenalin vom kleinen Zehen bis in die Haarspitzen.

Nun liege ich mit meinem geschundenen Kreuz im Swimmingpool und träume vom Schnee, der uns Zuhause erwartet.

## HEIMREISE

### **42. – 43. Tag, 28. – 29. Oktober 2003**

Diese Nacht hatten wir alle Fenster geschlossen und die Klimaanlage an. So drang die Musik nur gedämpft ins Zimmer und wir konnten eine angenehme letzte Nacht in Bali verbringen. Vor dem Frühstück wird die kleine Katze gefüttert. Die Belgier sind schon abgereist. Was wird wohl aus ihr werden? Die Bauchkugel ist noch immer prall, aber wie lange wird das anhalten? In solchen Momenten tauchen immer wieder die gleichen Fragen auf: Haben wir das Recht einzugreifen? Oder haben wir das Leiden somit nur verlängert? Diente die Fütterung hauptsächlich dazu, unser Gewissen zu befriedigen und damit wir uns gut fühlen konnten?

Das Packen durchbricht die theoretischen Überlegungen und wir spielen noch eine Runde Billard, bevor uns das Taxi zum Flughafen bringt. Eigenartigerweise ist unser Flug früher angesetzt als auf unserem Flugplan angegeben. Aber das kann uns nur recht sein. In der Nacht erreichen wir Bangkok und müssen uns im Flughafen vier Stunden um die Ohren schlagen. Dann geht es weiter nach Zürich. Ich habe Glück und ergattere eine Sitzreihe neben einer Schweizerin, die lieber sitzt als liegt und so kann ich quer ausgestreckt über vier Plätze ganz gut schlafen. Wir treffen so früh in Zürich ein, dass wir zwei Stunden auf meine Eltern warten müssen, die uns vom Flughafen abholen wollen.

Wir fahren im ungewohnten Rechtsverkehr durch eine vorwinterliche Landschaft nach Hause. Auf unserem Auto vor der Garage liegt Schnee. Ich forme einen Schneeball und werfe ihn Markus zu. Auf der Treppe sitzt unsere fünf Kilogramm fette Katze und sagt „Mau“. Wir sind angekommen.